

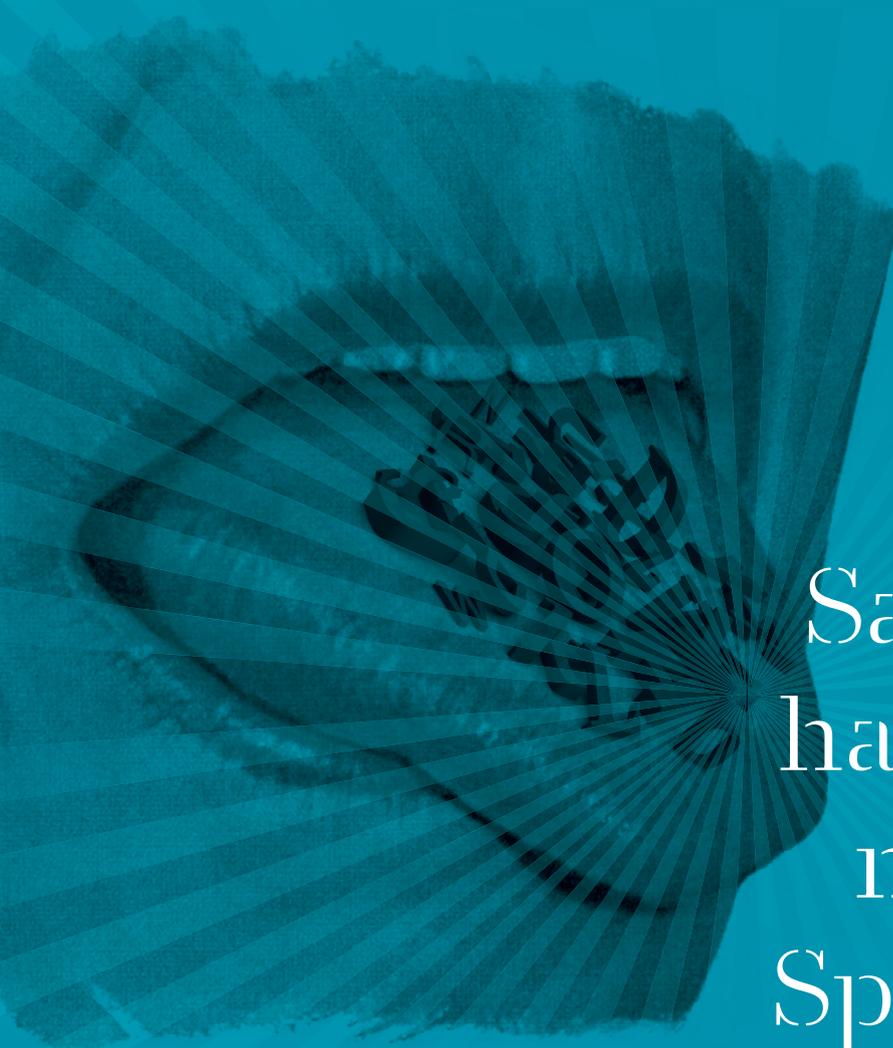
stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

82

Frühjahr 2012

EUR 5,50



Sag, wie
hast du's
mit der
Sprache?



Macht der Sprache
Sprache als politischer Widerstand
Anerkennende Sprache
Mehrsprachigkeit

INFORMATION. KONTAKT. AMT ONLINE.

Internet

HELP.gv.at

Anrufen

Servicetelefon 0800 222 666
Montag bis Freitag 8-18 Uhr (gebührenfrei)

Hingehen

Servicezentrum HELP.gv.at
Informationen, Beratung und Unterstützung
zu E-Government, Handy-Signatur und Bürgerkarte
Montag bis Freitag 9-17 Uhr
Ballhausplatz 1 (Eingang Schauflergasse), 1014 Wien



Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative **Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Schöpfstraße 39/7, 6020 Innsbruck |

Tel.: (+43 512) **586 783**

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | **Gumpendorfer Straße 15/13**, 1060 Wien, Tel.: (+43/1) **966 90 01** | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy**, **Beate Eder-Jordan**, **Ursula Hemetek**, **Cornelia Kogoj**, **Anita Konrad**, **Helga Pankratz**, **Sabine Schwaighofer**, **Jana Sommeregger**, **Gerd Valchars**, **Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses**, **Kahlauer**, **Erwin Riess**

Zeichnungen & Illustrationen: **Fatih Aydoğdu**, **Hakan Gürses**

Grafisches Konzept und Artdirektion: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, **Walter-Jurmann-Gasse 9**, 1230 Wien | office@dfd.co.at

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | office@initiative.minderheiten.at

Aboservice: **Kai Kovrigar** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**
Sag, wie hast du's mit der Sprache?
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmfrage**
Kommt Krise, kommt Rat!
Hakan Gürses
- 08–09** | **Am Anfang war das Wort**
Kritik am Integrations-Mantra Deutsch
Hikmet Kayahan
- 10–12** | **Liebe vorbei, Italienisch geblieben**
Sprachbiografie als persönliche und politische Geschichte | Vlatka Frketic
- 13** | **Gerechtisch, lustisch, politisch & kämpflich**
Manifest des Migrant_innenstreiks 2012
- 14–15** | **Zahleneuphorie und Realität**
Die Chancen der Minderheitssprachen als Bildungssprachen | Vladimir Wakounig
- 16–17** | **Auf der Maria-Hilfmir-Straße**
Literatur als politischer Widerstand
Jessica Beer und Cornelia Kogoj
- 18–19** | **Anerkennende Sprache**
Ein politischer Essay
Gudrun Perko und Leah Carola Czollek
- 20–22** | **Ordnungsinstrument und Widerstandsnest**
Die Angst der Hochsprache vor der Alltagssprache
Ljubomir Bratic
- 23** | **Sprachkünstlerin und politische Aktivistin**
Wiener Neustadt ehrt Helga Pankratz mit einem Kulturpreis | Gamze Ongan
- 24–25** | **„Jede neue Herausforderung macht mich wieder jung“**
Michael Genner im Stimme-Gespräch
- 26** | **Kahlauers Tagebuch**
Im April 2012
- 27** | **Ein Kämpfer für das Recht**
Laudatio für Rudi Vouk
Theodor Öhlinger
- 28–29** | **Nachlese**
Fabien Didier Yenes Chronik einer Migration
Alexandra Siebenhofer und Melanie Romstorfer
- 30–31** | **Groll**
Herr Groll im Schatten der Karawanken
Erwin Riess
- 32–33** | **Lektüre**
Buchrezensionen

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME** - Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative **Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung, gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen vom Medieninhaberin und vom Herausgeberin sind im Impressum angeführt.



Ein Aktivist der Arenabesetzung, 1976; Foto: Arena-Archiv

Das politische Lied in der ArbeiterInnenbewegung

In seiner neuen Vortragsreihe spannt **Peter Grusch** den Bogen von den Anfängen der österreichischen ArbeiterInnenbewegung über die junge Republik zwischen Monarchie und Faschismus bis hin zum Wiederaufleben der traditionellen ArbeiterInnenlieder.

26.04.2012

Die junge Republik zwischen Monarchie und Faschismus

03.05.2012

Die Zweite Republik und der Übergang des klassischen Arbeiterliedes in neue Widerstandslieder

12.04.2012

Von den Anfängen bis zur Gründung der ersten Organisationen der österreichischen ArbeiterInnenbewegung

10.05.2012

Protestbewegung, LiedermacherInnen und das Wiederaufleben der traditionellen ArbeiterInnenlieder

19.04.2012

Der Kampf um demokratische Rechte und soziale Verbesserungen

Beginn: jeweils um **19.30**

Ort: **Volkshochschule Brigittenau**, Raffaelgasse 11-13, 1200 Wien

www.vhs.at/brigittenau

... i bin halt an echt's Weanakind

Das Wienerliedfestival **wean hean** nimmt sich für sein 13. Jahr vom 19. April bis 23. Mai 2012 ein Leitthema vor: Das Wienerliedschaffen jüdischer Komponisten und Textdichter, von **Gustav Pick**, dem Schöpfer des Fiakerliedes, über **Fritz Löhner-Beda** und **Hermann Leopoldi** bis zu **Georg Kreisler** und **Gerhard Bronner**.

Wienerlied Musikschaftern mit jüdischen Wurzeln zu verdanken hat.

Die Festivaleröffnung „**Lomir sich iberbetn**“ am 19. April 2012 findet ab 18.30 an drei Orten statt: Jüdisches Museum Wien, Café Hawelka und Österreichische Nationalbibliothek (Carmineum).

Das Wiener Volksliedwerk will somit wieder daran erinnern, was das

Für das Programm:

www.weanhean.at

Aufruf für Projekte

Die Österreichische Gesellschaft für Politische Bildung (ÖGPB) konnte 2011 159 Projekte der politischen Erwachsenenbildung mit einer Gesamtsumme von EUR 237.300 fördern.

Auch im Jahr 2012 können Erwachsenenbildungs-Einrichtungen aus den Mitgliedsbundesländern der ÖGPB (Burgenland, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg) Projekte einreichen.

Ende der Frist für das Ausfüllen des Online-Antrags ist am **30. April 2012**. Einreichungen per Post oder E-Mail sind nicht möglich.

Schwerpunktt Themen 2012:

- Europäisches Jahr der Bürgerinnen und Bürger 2013: Community education und Gemeinwesenarbeit
- Postdemokratie und soziale Gerechtigkeit: Kritische Fragen nach Demokratie heute
- Politische Bildungsarbeit mit/ von MigrantInnen
- Kritische Männlichkeitsforschung
- Social Media und soziale Bewegungen

Für weitere Informationen zur Projekteinreichung und für das Online-Antragsformular:

www.politischebildung.at

Balkan Fever ist zurück

Nach einem Jahr schöpferischer Pause findet das 2004 von Richard Schubert gegründete **Balkan Fever Festival** zum achten Mal statt: vom 26. April bis 13. Mai 2012 in Wien. Geboten werden zwölf Konzerte mit MusikerInnen aus zwölf Ländern und Nationen an fünf Spielorten.

Sie würden oft darauf hingewiesen, dass der „Balkan Boom“ vorbei und der Zug abgefahren sei, so das Veranstaltungsteam um **Richard Schubert** und **Georgi Dermendjiev**, „Gott sei Dank ist er vorbei. Denn jetzt, nachdem man sich an Trompeten-Madness und Balkan-Disco satt gehört hat, lauscht man vielleicht noch aufmerksamer dem, was der unermessliche kulturelle Raum zwischen Wien und Istanbul noch alles zu bieten hat, und wofür Balkan Fever von Anfang an eine willkommene Plattform war.“

Ein viel versprechendes Programm u. a. mit **Milcho Leviev & Chico Freeman** – „Duetto zweier Titanen“, **Nataša Mirković & Nenad Vasilic** mit neu interpretiertem jugoslawischem Pop aus den 1980er Jahren und dem **Elna Duni Quartett**, das albanische, griechische und türkische Volkslieder mit modernem Jazz kombiniert.

Für das Programm:

www.balkanfever.at



M. Leviev & C. Freeman
Foto: Stefan Todorov



Elna Duni Quartett
Foto: Andrin Winteler

Im Sommer 2010 traute sich eine alteingesessene österreichische Molkerei ihre Milchpackungen für türkische Supermärkte mit zweisprachigen Etiketten zu liefern. Während auf zwei Seiten der Milchkartons nach wie vor vertraut *Milch* stand, war auf den anderen zwei *Süt* zu lesen. Was als Marketinginstrument zur Gewinnung von Sympathien der KonsumentInnen türkischer Herkunft gedacht war, entwickelte sich jedoch blitzartig zu einem sprachpolitischen Skandal. Ein Proteststurm folgte. Der Ärger artikuliert sich je nach Schattierung seiner politischen Herkunft in folgenden Argumenten: Die zweisprachige Beschriftung sei kontraproduktiv für Integration, würden doch die Leute sich nicht die Mühe machen Deutsch zu lernen. Oder: Das Unternehmen würde um Integrationsverweigerer als Kunden buhlen. Bis zu Aufrufen, keine Produkte des Unternehmens zu kaufen und der Forderung nach Deutschpflicht für Produktbezeichnungen.

Absurd, komisch, tragikomisch – trotzdem ein eindringliches Beispiel einerseits für die Überbewertung der deutschen Sprache für Integration und andererseits für das Bedrohungspotential, das die Herkunftssprachen der eingewanderten Menschen für Österreich zu haben scheinen. Von der Ignoranz der Mehrsprachigkeit als Ressource und Bildungsziel ganz zu schweigen.

„Sag, wie hast du’s mit der Sprache?“ nannte sich – frei nach der „Gretchenfrage“ aus Johann Wolfgang von Goethes *Faust* – auch das Symposium anlässlich des 20-jährigen Jubiläums der **Initiative Minderheiten** im November 2011. Im vorliegenden *Stimme*-Heft führen wir die Diskussion um die Instrumentalisierung der Sprache als Politikum fort.

Die Macht der Sprache – produktive wie diskriminierende – bildet den roten Faden durch die Beiträge. **Hikmet Kayahan** kritisiert die Reduzierung der Debatten rund um Integration auf die vermeintlich ungenügenden Sprachkenntnisse und weist gleichzeitig auf die Bedeutung der Sprache als machtvoll Instrument gegen die gesellschaftliche Benachteiligung nicht nur von MigrantInnen hin. Anhand eines sprachbiografischen Gesprächs mit Mitarbeiterinnen von MigrantInneneinrichtungen stellt **Vlatka Frketic** die Allgegenwärtigkeit der Mehrsprachigkeit dar und analysiert, warum wir es in verschiedenen

Situationen vorziehen, die eine oder die andere Sprache zu sprechen. „Am 1. März sprechen wir Sprachstreik!“ So lautet das Motto des Transnationalen MigrantInnenstreiks 2012 in Österreich. Der globale Aktionstag geht auf die Proteste gegen Einwanderungsgesetze 2006 in den USA zurück und wird seit 2011 auch in Österreich begangen. Wir drucken das aktuelle Manifest ab. Um die schulische Sprachbildung österreichischer Minderheiten geht es im Beitrag von **Vladimir Wakounig**. Der Autor zeigt auf, warum die steigenden Teilnahmezahlen am zweisprachigen Unterricht in Burgenland und Kärnten noch keinen Grund zur Freude bilden. **Jessica Beer** und **Cornelia Kogoj** widmen sich in ihrem Artikel SchriftstellerInnen mit mehrsprachiger literarischer Sozialisation und zeigen, wie das Schreiben in Deutsch, genauso wie etwa in Kärntner Slowenisch einem politischen Statement gleich kommen kann. Der Widerstand gegen politisch korrekte Sprache als Diktat ist nach wie vor groß. Warum dürfen Ausdrücke, die „schon immer“ und „überhaupt nicht böse gemeint“ verwendet wurden, auf einmal „diskriminierend“ und daher tabu sein? **Gudrun Perko** und **Leah Carola Czollek** haben die Antworten. **Ljubomir Bratic** schließlich analysiert in seinem Beitrag die Machtbeziehung zwischen der Hoch- und der Alltagssprache bzw. deren SprecherInnen. Während die Wirksamkeit der ersteren in der Herstellung einer Ordnung besteht, so **Bratic**, befinden wir uns in der Alltagssprache in einem Reich der Ströme und des Werdens.

An dieser Stelle zwei Empfehlungen: Die Radio-Stimme-Sendungen „Was sprichst Du? Ein Schwerpunkt zu Sprache, Macht und Minderheiten“ vom 2. November 2011 und „Hast du atesch? Feuer für die Mehrsprachigkeit in der Schule!“ vom 10. Dezember 2011 widmen sich ebenfalls dem Thema „Sprache“. Nachzuhören im Sendungsarchiv unter www.radio-stimme.at.

In eigener Sache

Sie haben es schon gemerkt: Die **Stimme** präsentiert sich mit dieser ersten Ausgabe 2012 in einem neuen Erscheinungsbild. Wir haben nicht nur ein neues Layout, neues Papier und Schmuckfarbe, sondern auch der Umfang wurde auf 36 statt bisher 32 Seiten ausgeweitet. Für den *Stimme*-Relaunch ist der freischaffende Künstler und Grafikdesigner **Fatih Aydođdu** verantwortlich.

Unser Ziel war, bei gleich bleibender Struktur, Inhalt und Textmenge ein neues, moderneres Layout zu gestalten, um die **Stimme** leserfreundlicher zu machen. Satzspiegel und Textraster sind modular aufgebaut, die neuen Typographien und einzelne fixe Stilelemente ermöglichen bei minimal gehaltenen Seitenstrukturänderungen verschiedene Gestaltungsmöglichkeiten für ein zurückhaltendes aber anspruchsvolles Design. Der redaktionelle Aufbau ist bis auf die neue Rubrik „Aushang“ mit Kurzmeldungen und dem „Stimme-Gespräch“ gleich geblieben.

Sag, wie hast du’s mit der Sprache?

Kommt Krise, kommt Rat!

Wir haben sie, selbst wenn weder in der Politik noch in den Medien oder in der so genannten Wirtschaftswissenschaft irgendjemand einen Schimmer über ihre Reichweite zu haben scheint: Staatsschulden-, Euro-, internationale Finanzmarkt-, Währungs-, Banken- oder Griechenland-; egal, wie sie heißen mag, wir haben sie, die Krise. Das erkenne ich an einer besonderen Art von Ratgeberliteratur, die seit einiger Zeit blüht und gedeiht – wie andernorts derzeit die Gänseblümchen.

Ich meine nicht das Immergrün namens Lebens- und Liebesratgeber (Zehn-Schritte-zum-Glück und -zum-sicheren-Orgasmus) oder deren marktwirtschaftliches Pendant, die Zehn-Schritte-zur-Erfolgskarriere-Bücher. Es geht auch nicht um jene Ethik- und Lebenssinn-Publikationen, die in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden schießen. Nein, ich rede von Büchern, die in jüngster Zeit in einem Aufholjagd-Tempo nacheinander erscheinen und sich an Personen richten, welche zwischen zwei Aperol-Sprizz-Gläsern das schlechte Gewissen überfällt ob des Ganges der Dinge auf dieser Welt und ihrer eigenen Machtlosigkeit darin. Diese Gesellschaftsgruppe macht sich Sorgen über die Erderwärmung, über die Ausbeutung nicht erneuerbarer Energiequellen, über die fehlende Mitsprachemöglichkeit in den westlichen Demokratien, ferner – zumeist nach dem dritten Glas – über die ungerechte Verteilung der Güter ... Für diese besorgten Wut-, Mut- oder GutbürgerInnen erscheinen die Ratgeber, in denen praktische Maßnahmen aufgelistet sind, die eine gute Zukunft für uns alle garantieren.

Die Zukunftsratgeber weisen in Aufbau, Titeln wie Gestus unverkennbare Gemeinsamkeiten auf. Zunächst beschreiben sie eine durch Zahlen und Fakten untermauerte düstere Gegenwart, die mit tödlicher Sicherheit zu einer Endkatastrophe führen wird. Sie verkünden, dass die „großen Ideologien“ wie Marxismus oder die postmodernen Aufklärungskritiken mit ihren Befreiungs- und Emanzipationsverheißungen ein für alle Mal versagt haben. Die Gesellschaftskritik ist schal geworden, auch die NGOs und Parteien mit ihren langwierigen Strategien bringen es nicht mehr. Dinge ändern sich nur, wenn wir uns ändern: hier, jetzt und lustvoll!

Das, was zunächst nach vernünftiger Aufwärmung grün-alternativer oder autonomer Parolen der 1980er Jahre klingt, mündet jedoch bei den Zukunftsratgebern in eine Mischung aus christlicher Eschatologie, Selbstfindungs-Wochenendseminar und kategorischem Imperativ für das neoliberale unternehmerische Selbst. Die Dramaturgie lässt der apokalyptischen Schreckensvision das fröhliche Fasten folgen – ein schrittweise zu erfolgender Verzicht auf Dinge wie billiges Fleisch essen, Angebotsware von der Stange tragen oder Last-Minute-Flüge buchen. Der postmarxistische Mönch und die postfeministische Nonne sollen nur mehr bewusst essen, trinken und reisen und die Kutte ausschließlich aus Fair-Trade-Stoff schneiden lassen. Das ist zwar

kostspielig, aber der einzige Weg, unsere Zukunft zu retten. Fazit: Wiewohl sie den/die „DurchschnittsbürgerIn“ als LeserIn angeben, sind die Zukunftsratgeber-Bibeln nur an Leute gerichtet, die sich diese neue Religion auch finanziell leisten können.

Zugegeben, nicht alle Zukunftsratgeber haben wohl die Bobos als Publikum im Sinn. Wenn etwa der ehrenwürdige Hans Küng von „Anständig wirtschaften“ spricht, der politisch erfahrene Christoph Chorgherr „Verändert!“ ruft, der liebenswerte Christian Felber mit „Kooperation statt Konkurrenz“ uns in „zehn Schritten aus der Krise“ hinausbegleiten will und der anständige Stéphane Hessel zuerst „Empört Euch!“, dann „Engagiert Euch!“ befiehlt, so haben wir es wahrscheinlich nicht bloß mit Marktlückenfüllern zu tun, sondern mit politisch engagierten Autoren, die die Zukunft anders gestalten wollen, als sie auf uns zukommt. Was mich dennoch bei dieser Art von Literatur stört, sind vor allem drei Aspekte.

Erstens unterstellen sie eine Machbarkeit. Wenn die Welt bis jetzt nicht verändert werden konnte, liege der Grund dafür vor allem in den fehlenden Ideen. Es geht nur darum, eine gute und einfache Idee zu haben. Warum die (kapitalistische) Welt zwei bis drei Jahrhunderte lang gerade auf diese Autoren und ihre Ideen gewartet hat, um sich verändern zu lassen, bleibt freilich unbeantwortet.

Zweitens wird die ganze Last, ja die Bringschuld der Weltveränderung Einzelpersonen auf die Schultern gelegt. Wer verzichtet, wer bewusst (und lustvoll) lebt, wer im wahrsten Sinne des Wortes vor der eigenen Haustür kehrt, macht die gute Zukunft.

Paradoxerweise wird, drittens, diese Anrufung der Einzelperson mit einer kollektiven Identitätsunterstellung gepaart, die breiter kaum sein könnte: Wir. Wir sind es, die unsere Welt verändern können. Wir alle, vom bestverdienenden Bankmanager über die allein erziehende Mutter an der Armutsgrenze bis hin zu dem Asylwerber im Transitraum, sind angesprochen und angehalten, etwas für unsere Zukunft zu tun. Jede/r würde dies auch tun, wenn er/sie nur wüsste, wie düster die Zukunft aussieht, und bemerkte, wie mühelos das Weltretten sein kann, wenn man nur die gute und einfache Idee dazu hat. Wir alle, Minderheit und Mehrheit, Frau und Mann, Reich und Arm, Süden und Norden, sind für die Zukunft verantwortlich. Das klingt wirklich einleuchtend, wäre da nicht bloß der Verdacht, dass es doch die klassen-, gender-, religionsbedingte Ungleichheiten und Interessen sein könnten, die diese Gegenwart und jene Zukunft verschulden, vor der uns die Ratgeber warnen.

Ja, und diese Befehlsform! Vor einer Gesellschaft, die „wir“ Imperativen wie „Empört Euch!“ Folge leistend errichten sollen, habe ich schlicht Angst. Denn wer Befehlen gehorcht, ist gefährlich.

Es ist eben Krise, Hochzeit der Apokalypse mit dem Ratgeber.



Ich liebe diese Sprache, obwohl ich sie nie bewältigt habe, und das ist gut für den Fremdling, der fremd bleiben will, weil er damit sein drittes Ohr bewahren kann, so dass er, mit der Neugier des Fremden, die Wörter wörtlich nehmen und so immer wieder in den Eingeweiden der Sprache herumwühlen kann: Wenn der Taxifahrer „Grüß Gott“ sagt, dann fragt sich der Fremde, lässt Gott mich grüßen, oder soll ich Ihn grüßen.

George Tabori
Dieses peinliche Wort Liebe
Rede zum Georg-Büchner-Preis 1992

» **stimme**_Thema



Am Anfang war das Wort

Kritik am Integrations-Mantra Deutsch

„Am Anfang war das Wort ...“ So spricht die Bibel. „Lies!“, befiehlt der Koran. Und die Tora berichtet, dass Jahve sprach: „Es werde Licht! Und es ward Licht.“ Bei all der Wichtigkeit und Macht des Wortes, der Sprache, ist es also nicht verwunderlich, dass ein aufgrund seiner Jugend und Urbanität hochqualifizierter Staatssekretär für Integration ein (sogar für mantrische Verhältnisse) recht kurzes, aber eindeutiges Mantra vor sich herträgt: „Deutsch! Deutsch! Deutsch!“ Die Beherrschung der deutschen Sprache scheint die Lösung aller unserer (Integrations)Probleme zu sein. Hurra! Endlich! Und je öfter wir es wiederholen, desto schneller werden wir die Hände wieder in den Schoß und uns selbst auf die Insel der Seligen legen können.

Wahrlich, die Beherrschung der (Amts)Sprache des Landes, in dem mensch lebt, ist tatsächlich von Vorteil, sehr begrüßenswert, und für ein funktionierendes Zusammenleben unerlässlich. So ist wohl auch nicht verwunderlich, dass nicht mal die *Integrationsmafia* fordert, dass Angehörige von ethnischen Communitys NICHT Deutsch lernen sollen. Die ständige Forderung „MigrantInnen sollen Deutsch lernen!“ unterstellt ja zum einen, dass sie es *nicht wollen*, zum anderen, dass sie es *nicht können*. Die Realität, die an diversen PolitikerInnen und Parteien spurlos vorüber gegangen zu sein scheint, ist aber eine andere.

Alle sinnvollen, zielgruppenorientierten und leistbaren Angebote zum Erlernen der deutschen Sprache werden mit Begeisterung angenommen. Viele Projekte sind überlaufen, lange Wartelisten sind die Folge. Vorsicht: Wir sprechen hier von *sinnvollen, zielgruppenorientierten und leistbaren Angeboten*; dass diverse überteuerte private Sprachschulen ohne weiteres noch Kapazitäten zur Verfügung hätten, soll uns hier – aus wohl nachvollziehbaren Gründen – nicht beschäftigen.

Und, ja, auch die Tatsache, dass wir – also Angehörige von diversen ethnischen Communitys – die deutsche Sprache schon längst beherrschen, sollte diversen PolitikerInnen in (Sprach)Kursen immer wieder vermittelt werden: „Wir“ können (und dürfen) sogar schon das Wetter im ORF ansagen (Stichwort *Eser Ari-Akbaba*) oder politische Sendungen moderieren (Stichwort *Münire İnam*). „Wir“ können (und dürfen) inzwischen in Zeitungen schreiben und Redaktionen leiten (Stichwort *Olivera Stajić*) oder sitzen im Nationalrat (Stichwort *Alev Korun*) und Gemeinderäten (Stichwort *Nurten Yilmaz*), publizieren österreichische Literatur (Stichwort *Julya Rabinowich*). Und – mensch lese und staune! – „wir“ sind sogar ChefredakteurInnen (Stichwort *Gamze Ongan*).

„Ja, aber ...“, werden die ewig in Parallelgesellschaften lebenden, schlagenden oder geschlagenen Burschen und Mädels schreien, „... das sind ja nur privilegierte Ausnahmen! Die große Mehrheit hat Sprachprobleme!“ Nun, hier gilt es dann die Dinge beim Namen zu nennen: Diese Personen sind

Integrationsverweigerer, sie verweigern sich unserer Lebensrealität. Sie wollen nicht wahrhaben, dass „wir“ in allen Bereichen der Gesellschaft und des Berufslebens angekommen sind; „Wir“ sind auch LehrerInnen, arbeiten in Banken und Versicherungen, sind BusfahrerInnen oder verkaufen Kipferln und *Süt*, aber auf Deutsch, bitteschön. Und – bei Allah! – wir sind schon längst nicht mehr die privilegierten Ausnahmen, sondern die große Regel.

Und nein, ich bin auf dem linken Auge nicht blind: Natürlich gibt es Menschen, deren Deutschkenntnisse nicht den Erwartungen entsprechen, obwohl sie lange in Österreich leben. Die Gründe dafür sind vielfältig. Nur einer sei hier genannt: Lange, zu lange, hatte die Mehrheitsgesellschaft überhaupt kein Interesse daran, dass die als „GastarbeiterInnen“ geholten Menschen auch die hierzulande gültige Sprache beherrschen. Wozu? Sie sollten ja eh bald wieder in ihre Heimat zurückkehren, und überhaupt still halten und a Ruah geben. Als dann – so ca. vor 40 Jahren – klar wurde, dass sie bleiben, ihre Familien nachholen oder hier Familien

gründen, wurden keine adäquaten Angebote gesetzt, sondern die Saat von der Mär der Integrationsverweigerer in die Welt gestreut. Die Saat ist aufgegangen, und bereitwillig geben sich diverse PolitikerInnen, Parteien und Staatssekretäre dem Deutsch-Deutsch-Deutsch-Mantra hin.

... am Ende die Phrase

Vielleicht um von den wahren Problemen abzulenken? Anders lässt sich nämlich nicht erklären, warum etwa die „Partei der neuen Juden“ regelmäßig alle Initiativen zur Sprachförderung im Wiener Gemeinderat ablehnt. Und auch sonst keine Anstalten macht, für ihre eigenen Mandatare und Mandatarinnen, die die deutsche Sprache regelrecht vergewaltigen (wie wir dank des Videoportals *YouTube* zur Kenntnis nehmen müssen), Deutschkurse anzubieten. Vor allem ist es recht einfach und bequem, politische und gesellschaftliche Versäumnisse der vergangenen Jahrzehnte auf eine einfache Formel zu bringen, ein Feindbild am Leben zu erhalten: Schuld sind die, die kein Deutsch lernen wollen. Schuld an dem katastrophalen Zustand des Bildungswesens; an der Arbeitslosigkeit; an der Visionslosigkeit und der Unfähigkeit sich selbst und ihre AnhängerInnen auf eine Welt vorzubereiten, die sich immer schneller und nachhaltiger globalisiert. In diesem Prozess ist Deutsch-Können nicht die Zauberwaffe, wie die Armee der ManagerInnen, die kommen und gehen ohne je ein Wort Deutsch gelernt zu haben, eindringlich zeigt.

Vielleicht um davon abzulenken, dass auch perfekte Sprachkenntnisse einen nicht vor Diskriminierung

und Ausgrenzung schützen können? Vor allem nicht in einem politischen System, das die Gesellschaft noch immer in ein „Wir“ und „Ihr“ einteilt, Feindbilder braucht und produziert, statt für alle BürgerInnen (Chancen)Gleichheit und Partizipation zu ermöglichen. Auch um davon abzulenken, dass es inzwischen schon lange keine Rolle mehr spielt, welche Muttersprache mensch spricht, sondern viel ausschlaggebender ist, welcher sozioökonomischer Gruppe mensch angehört. „Bildungsferne Gruppen“, „Bildungsverlierer“, „Globalisierungsverlierer“, „Menschen mit besonderem Förderbedarf“, „benachteiligte Personen“ sind Benennungen für das, was früher „Unterschicht“ genannt wurde.

Max, Ali und Dragan haben, wenn sie aus der gleichen sozioökonomischen Gruppe kommen, die selben Probleme; vor allem sprechen sie alle Deutsch. Sprechen! Denn „bis zu 600.000 Österreicherinnen und Österreicher jeden Alters sind faktisch Analphabeten, schätzen die Experten, und es sind bei weitem nicht nur Migranten, sondern viele Menschen mit deutscher Muttersprache.“^[1] Vor allem sind *Max, Ali und Dragan* ein österreichisches „Problem“, weil sie hier geboren sind, hier zur Schule gegangen sind, von unserer Gegenwart hier und heute geprägt sind, unabhängig davon, woher ihre Eltern stammen. Um es salopp auszudrücken: *Max, Ali und Dragan* werden von den selben Interessen und Personen aus den selben Gründen verarscht: Damit sie still halten, nicht nachfragen und sich bereitwillig auf einfache Feindbilder einschwören lassen; für die Einen sind es die bösen „Ausländer“, die an der persönlichen Misere schuld sind; für die Anderen

die rassistische Gesellschaft. So einfach kann es manchmal sein.

Sprache ist ein machtvolles Instrument, um die Misere, die individuelle und die gesellschaftliche, zu artikulieren, zu benennen und gegen sie initiativ zu werden. Das haben die Angehörigen von ethnischen Communitys schon längst begriffen, und erheben immer mehr und unüberhörbarer ihre Stimme. Nicht auf Türkisch, Kroatisch oder Swahili, sondern auf Deutsch.

Max, Ali und Dragan, *Parias* „integrationsresistenter“ Gesellschaftsgruppen, müssen aber auch eine eigene neue Sprache finden, um nicht zu einer leicht manipulierbaren Wahl-Herde degradiert zu werden, die sich von diversen Macht- und Gewinninteressen gegeneinander aufhetzen lässt. Dazu bedarf es aber keiner Deutschoffensive, sondern Bildungsoffenen. Dazu bedarf es mündige, sprachgewandte BürgerInnen, die reform- und integrationsverweigernde, korrupte EntscheidungsträgerInnen mit nassen Fetzen davonjagen. Ja, die Sprache ist dabei ein machtvolles Instrument.

Also, liebe Deutsch-Deutsch-Deutsch-MantraistInnen, schreibt euch die Worte des polnischen Satirikers Stanislaw Jerzy Lec hinter die Ohren: „**Am Anfang war das Wort – am Ende die Phrase.**“ Und verschont uns mit euren leeren Phrasen!

PS: Lieber Sebastian, liebe „neuen Juden“, versucht es zur Abwechslung doch mal mit „Om Mani Padme Hum“. Hat mir auch geholfen! 

Hikmet Kayahan ist Trainer für Interkulturelle Kompetenzen und Konfliktmanagement, Antirassismus- und Migrationsexperte, Koordinator der Initiative „DAS BÜNDNIS für Menschenrechte & Zivilcourage“.

[1] Haidinger, Martin (2005): Mehr als 300.000 Analphabeten in Österreich. In: science - orf.at. Neues aus der Welt der Wissenschaft. URL: <http://sciencev1.orf.at/science/news/140104> (Stand: 24.02.2012)

Liebe vorbei, Italienisch geliebt

Sprachbiografie als persönliche und politische Geschichte

Mehrsprachigkeit ist für viele Alltag. Ganz unabhängig davon, ob Menschen selber in mehreren Sprachen kommunizieren oder in ihrem Alltag von mehreren Sprachen umgeben sind. Ein Blick auf die Wiener Sprachenlandschaft macht dies deutlich. Mehrsprachigkeit begegnet man auf Schritt und Tritt: auf touristischen Pfaden, in der Werbung, auf Märkten, in öffentlichen Verkehrsmitteln, in Schulen, Betrieben, Vereinen u.v.m. Eigentlich ist es gar nicht so einfach sich in ausschließlich einsprachigen Kontexten zu bewegen.

Ausgangspunkt dieses Artikels ist ein sprachbiografisches Gespräch mit den Mitarbeiterinnen der Vereine *LEFÖ*, *Peregrina*, *Orient Express* und *Miteinander Lernen*.^[1] Zu Beginn des Gesprächs wurden die Teilnehmerinnen gebeten, ihre Sprachenporträts mit verschiedenen Farben in eine Körpersilhouette bzw. in die Silhouette eines Hauses zu zeichnen oder ihre Sprachbiografie in einer Zeitleise darzustellen. Das Zeichnen des Sprachenporträts dient als Einstieg in das sprachbiografische Gespräch. „Das Bild fungiert als Mittel der Gesprächseröffnung und als Referenzpunkt und dient so dem Elizitieren von biografischen Erzählungen. Für die Beteiligten bietet die kreative Methode die Möglichkeit des Innehaltens, um mittels der bildlichen Darstellung über meist unbewusst ablaufende sprachliche Praktiken und Sprach Einstellungen zu reflektieren und anschließend darüber zu sprechen.“ (Busch 2010: 62)

Bei Sprachbiografien geht es nicht um einzelne Sprachen und auch nicht um Sprachgemeinschaften. Im Zentrum des sprachbiografischen

Zugangs stehen sprechende und gebärdende Menschen, welche ihre sprachlichen Möglichkeiten, Praktiken und Ressourcen, „die in ihrem Alltag zum Tragen kommen, in lebensgeschichtlichen Zusammenhängen darstellen“. (Busch/Busch 2008: 19)

Ich hab meine Sprachbiografie in dem Körperumriss aufgebaut. So schaut sie aus, sehr bunt. Und eigentlich, man sieht's nicht von vorn herein, hat sie ein zeitliches Raster. Das sieht man natürlich nicht. Aber sie hat, wie ich sie gezeichnet habe, einen zeitlichen Aufbau. Und eigentlich hat die Kindheit für mich mit den Beinen angefangen. Das ist quasi meine Grundlage, so wie ich aufgewachsen bin. Für mich haben die Dialekte eine ganz große Bedeutung. Ich komme aus einem Dorf und habe den vorarlbergerischen Dialekt eingebaut in das Dorfsystem. Das macht auch irgendwas mit meinem Denken. Und die erste Veränderung ist gekommen, als ich aus dem Dorf rausgegangen bin. Nach Bregenz, das heißt in die nächste größere Stadt. Und plötzlich sind andere Dialekte dazu gekommen.

Das Sprachrepertoire ist „nicht aus einzelnen Sprachen zusammengesetzt, derer man sich in der Interaktion wie aus einer Werkzeugkiste bedient, sondern es ist heteroglossisch, d.h. es rekurriert auf ein breites Spektrum von Stimmen, Diskursen und Codes, die zusammen mit den leiblich-emotionalen Erfahrungen, mit denen sie verknüpft sind, den Möglichkeitsraum sprachlichen Ausdrucks bilden“. (Busch 2010: 60)

Es geht um die Verwobenheiten und das Ineinanderwirken von privaten Hintergründen, Sprachideologien, Bildungserfahrungen, Erfahrungen mit ‚Dialekten‘ und kontextuell verwendeten Sprachen. Ebenso ausschlaggebend sind die Erfahrungen mit eigenen Migrationsgeschichten oder der Migration von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten, Erfahrungen mit Diskriminierung, von familiären und beruflichen Hintergründen in Bezug zu den jeweiligen Sprachen.

Die größten Teile nimmt das Blau ein. Das ist der Dialekt. Da fühl ich mich definitiv am wohlsten. Und es ist auch irgendwie mein Zuhause. Und auch in Wien. Also bis ich zu arbeiten angefangen habe, hab ich eigentlich nur Dialekt gesprochen.

[1] Das Gespräch fand im Rahmen des ESF-Projektnetzwerks „Mehr Sprachen = mehr [Mit]Sprache“ (Laufzeit: Februar 2012 - Juni 2014) statt.



Keine Leidensfolklore, kein exotischer Aufputz und schon keine bunten Geschichten aus fremden Ländern: AutorInnen mit mehrsprachiger literarischer Sozialisation wehren sich gegen die Schublade „Migrationsliteratur“.



Dann gibts noch Hochdeutsch. Das ist irgendwie im Kopf die Arbeitssprache. Mit dem Dialekt ist es ein bisschen – also das Verhältnis, ein bisschen schwierig. Weil irgendwo hab ich immer das Gefühl, das ist so ein bisschen eine minderwertige Sprache. Also wenn ich in Wien mit Wienerinnen unterwegs bin und die sprechen alle ein schönes Deutsch, dann hab ich das Gefühl, irgendwie wär Dialekt ein bisschen komisch. Ich hab das Gefühl, dass manche Leute irgendwie das Gefühl haben, das ist ja nicht Standarddeutsch. Und das richtige Deutsch ist das deutsche Deutsch.

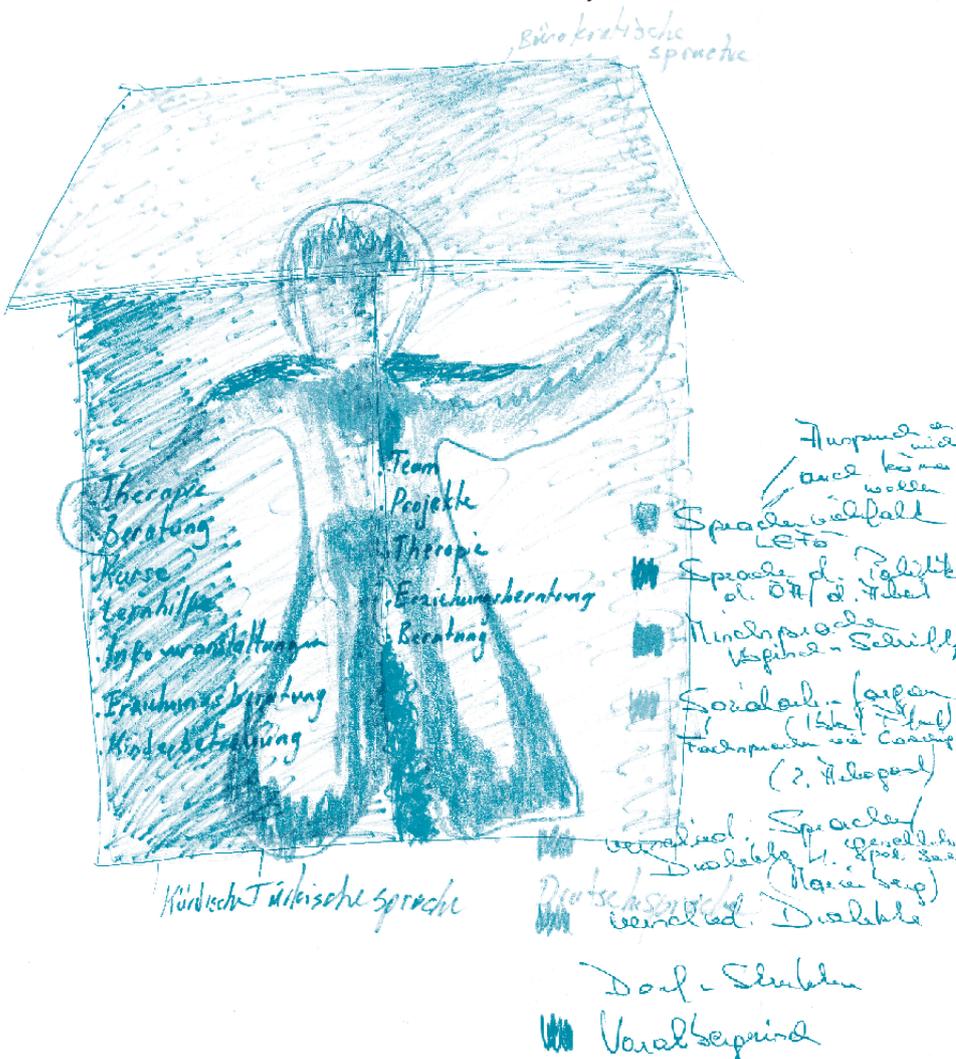
Mehrsprachigkeit geschieht auf unterschiedlichen Ebenen und ist begleitet von unterschiedlichen Einstellungen, Emotionen, Erfahrungen, Wissen zu und über Mehrsprachigkeit und unterschiedlichen Konsequenzen der (nicht)gelebten Mehrsprachigkeit.

In der Schule war es schlimm. Im ersten Jahr habe ich nicht viel verstanden. Und es gab halt eben eine Mitschülerin, die Türkisch und Deutsch schon konnte. Das war ein Luxus damals. Und dann kam der Flash. Dann ist es Deutsch geworden. Also Deutsch ist für mich, also ich habe es versucht, in

Rosa, die Sprache, die mir mittlerweile am wichtigsten ist. Türkisch zieht sich so mit. Ist unten. Aber ich drück Türkisch auch sehr weg.

Kategorisierungen wie Erstsprache, Muttersprache, Fremdsprache, „richtige“ oder „falsche“ Sprache, Standardsprache verschieben sich ständig, abhängig von den gerade aktuellen Lebensrealitäten und auch vom angenommenen und erfahrenen Prestige oder Wert einer Sprache. Die Sprachidentitäten der Teilnehmerinnen des sprachbiografischen Gesprächs sind mehrdimensional und integrativ zu verstehen. In diesem Gespräch gibt es keine Erstsprache, welche im Spracherwerb am Anfang steht bzw. ist dieser erheblich von Sprachkontaktsituationen geprägt (vgl. Mossakowski 2008).

Als ich nach Deutschland kam, da war ich ungefähr drei Jahre alt. Im Kindergarten hab ich nichts verstanden. Dann kam ich in die Schule und dann wurde nur noch Deutsch geredet. Also ich hab Kroatisch im Nu vergessen. So mit dreizehn Jahren hab ich auch gemerkt, dass es nicht so gut ankommt, wenn man in der Öffentlichkeit andere Sprachen als Deutsch spricht. Dann kam der Umzug nach Jugoslawien, nach Zagreb. Dann wurde wieder Kroatisch zentral. Und ich glaub, ich hab innerhalb von zwei Jahren Deutsch fast vergessen. Also ich hab das immer so neu gelernt und wieder vergessen. Und ich hab auch eine neue Schrift gelernt. Das Kyrillische. Und ich hab Kyrillisch anhand von Émile Zolas Žerminal (Anm. Germinal) gelernt. Wir mussten ja viel Lektüre lesen. Auf jeden Fall hab ich Kyrillisch gelernt mit einem Franzosen.



- türkisch
- deutsch
- englisch
- kroatisch
- arabisch

Es gibt immer einen Grund, warum wir es in verschiedenen Situationen vorziehen die eine oder die andere Sprache zu sprechen. Das Sich-Wohlfühlen in einer Sprache ist immer auch eng mit den sprachpolitischen und diskriminierenden Strukturen einer Gesellschaft verbunden.



Sprachen werden „vergessen“ und wieder „erlernt“. Die wichtigsten Sprachen wechseln im Laufe des Lebens und werden in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich eingesetzt und verwendet. Die sprachlichen Identitäten ändern sich aufgrund politischer Rahmenbedingungen, persönlicher Migrationsgeschichten, und bei allen Gesprächsteilnehmerinnen auch mit Beginn der Arbeit in einer Migrantinnenorganisation. Und hier bleibt es nicht stehen. Durch die sich verändernden Migrationsbedingungen, -einschränkungen und -möglichkeiten ändert sich in einigen Vereinen auch die multilinguale Zusammensetzung der Mitarbeiterinnen genauso wie die Arbeitssprachen.

Dann war ich relativ schnell im Verein. Die erste Zeit wurde vorwiegend Deutsch und Türkisch gesprochen, aber dann auch Serbokroatisch, Armenisch und dann Arabisch. Also durch die Sprachen, die wir dazu bekommen haben, bin ich auch mit diesen Sprachen in Berührung gekommen. Ich hab keine davon gelernt, aber die sind ein Teil. Dann diese Dialektgeschichte und das Bundesdeutsch, das hab ich auch. Also ich kann bis heute die österreichischen Dialekte nicht voneinander unterscheiden.

Durch Veränderungen der Lebensrealität und damit auch der Sprachpraxis verändert sich auch die individuell erlebte Geschichte des Erwerbs von Sprache und Sprachen (vgl. Tophinke 2002), so auch bei den Teilnehmerinnen des sprachbiografischen Gesprächs. Für die aus anderen Ländern migrierten Gesprächsteilnehmerinnen war vor

allem die relationale Beziehung zwischen den Sprachen ihres Auswanderungslandes und dem Deutschen zentral. Für in Österreich geborene Gesprächsteilnehmerinnen war immer wieder die Relation zwischen den einzelnen Varietäten/Dialekten des österreichischen bzw. deutschen Deutsch und einer angenommenen deutschen Standardsprache bedeutend.

Ich weiß nicht, wann ich angefangen hab zu sprechen. Aber sicher ist Deutsch meine Muttersprache. Und das ist bis jetzt auch immer geblieben. Auch wenn ich heute manchmal denk, ich sprech eigentlich in meinem Berufsleben mehr Türkisch als Deutsch. Aber trotzdem, ich denk schon eher Deutsch. Dann kam die Liebe und mit der Liebe kam Italienisch. Die Liebe ist schon vorbei, aber das Italienische ist geblieben. Das ist ne Sprache, die ich irrsinnig gerne höre. Ich lese auch Italienisch.

„Der monolinguale Habitus – so zu tun, als sei die Gesellschaft einsprachig verfasst, und alles zu tun, damit sich die Realität dieser Fiktion annähert – erscheint als Erbe einer Zeit, als in Europa durch Abgrenzung nach außen und Vereinheitlichung im Inneren die modernen Nationalstaaten geschaffen wurden.“ (Busch/Busch 2008: 147)

Trotz reeller sprachlicher Vielfalt wird in Österreich die bestehende Mehrsprachigkeit immer noch gelehnet statt sie als gesellschaftliche Ressource zu verstehen. Immer noch werden Sprachen und damit auch ihre SprecherInnen hierarchisiert und bewertet. Das zentrale Ziel des Projekts „Mehr

Sprachen = mehr [Mit]Sprache“ ist, diesem monolingualen Habitus in der österreichischen Gesellschaft etwas entgegenzusetzen. So werden die Projektpartnerinnen ausgehend von unterschiedlichen Themenschwerpunkten (Ökonomie, Ökologie, Soziales und Bildung) versuchen, traditionelle Muster des Umgangs mit Mehrsprachigkeit bzw. deren Ordnungen zu durchbrechen.

Das sprachbiografische Gespräch zeigt, dass es, um mit Neville Alexander zu sprechen, immer einen Grund gibt warum wir die eine oder andere Sprache sprechen, wenn wir in eine mehrsprachige Gesellschaft hineingeboren werden. Es gibt immer einen Grund, warum wir es in verschiedenen Situationen vorziehen die eine oder die andere Sprache zu verwenden. Das Sich-Wohlfühlen in einer Sprache ist immer auch eng mit den sprachpolitischen und diskriminierenden Strukturen einer Gesellschaft verbunden.

Literatur:

Busch, Lucijan (Hg.) (2011): Neville Alexander im Gespräch. Mit der Macht der Sprachen gegen die Sprache der Macht. Drava: Klagenfurt/Celovec.

Busch, Brigitta (2010): Die Macht präbabilonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiografisches Arbeiten. In: Lili – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 160, S. 58-82.

Busch, Brigitta/Busch, Thomas (2008): Von Menschen, Orten und Sprachen. Multilingual leben in Österreich. Klagenfurt/Celovec: Drava.

Mossakowski, Jan (2008): Gemachte Sprache, gemachte Identität. Die Mehrsprachigkeit des Burgendlandkroatischen in Biografie und Diskurs. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Tophinke, Doris (2002): Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. In: Adamzik, Kirsten/Roos, Eva: Biografie linguistische. Bulletin VALS-ASLA (Vereinigung für angewandte Linguistik in der Schweiz) No 76. Neuchâtel: Institut de linguistique de l'Université de Neuchâtel. S. 1-14.

Vlatka Frketic arbeitet zu Sprache und Macht, Queer Migration und Anti-Diskriminierung.



GERECHTISCH, LUSTISCH, POLITISCH UND KÄMPFISCH

AM 1. MÄRZ SPRECHEN WIR SPRACHSTREIK!

AVUSTURYA MACHT SPRACHE ZUM LIEBLINGSPROBLEM. EINFACHE LÖSUNG:
DEUTSCHPFLICHT FÜR ALLE.

HAYIR, JO, LO, NE, NJET, NO, NON, NU! NICHT MIT UNS!

Mit **Ausschluss Basta!** haben wir 2011 dem austriakischen Integrations-Theater eine Absage erteilt. Dieses Jahr reden wir übers Reden: Unsere gemeinsame Sprache ist nicht Deutsch! Wir rufen zum Streik gegen den Deutschzwang auf. Sprechen wir gemeinsam die Sprache der gleichen Rechte – am 1. März beim transnationalen, translationalen Migrant_innenstreik.

LET´S SPRACHSTREIK THE ONE-LANGUAGE-SHOW DOWN!

Auf Baustellen, in Fabriken, im Gastgewerbe, im Einzelhandel, in Büros, in den Krankenhäusern, an den Universitäten, im Transport, in Haushalten ... 50 Jahre lang haben wir an vielen Stellen gehackelt und uns auf vielen Sprachen verstanden. – auch, aber nicht nur auf Deutsch. Das zählt nicht mehr? Nun gilt: A1-Prüfungen, B1-Nachweise, C1-Zertifikate – überall Deutsch! Wer kein Geld, keine Kraft und keine Zeit hat, nach Dienstschluss auch noch für die B1-Deutschprüfung auf Maturaniveau zu lernen, kann nicht mal mehr sicher sein, in diesem Land bleiben zu dürfen. Politische Rechte rücken in immer weitere Ferne. Der in Austrija lebenden Mehrheit mit dem richtigen EU-Pass stehen viele Rechte ganz ohne Überprüfung ihrer Sprachkenntnisse zu, während alle anderen Deutsch-Prüfungen bestehen müssen. Da diesen neuen Pflichten kein entsprechendes Gratis-Deutschkursangebot gegenübersteht, handelt es sich zudem um eine Sonderbesteuerung. Der Sprachunterricht in den Erstaufnahmestellen für Asylwerber_innen reicht nicht einmal dazu aus, um auf Deutsch durch den Alltag zu kommen, geschweige denn, um sich in Gesprächen mit der Fremdenpolizei behaupten zu können. Durch die Sprache als Schallmauer wird den Migrant_innen einmal mehr gezeigt: Ihr habt in Autriche nie dazugehört und ihr werdet nie dazugehören.

Dafür werdet ihr in Austria immer an allem Schuld sein. Neuerdings seid ihr auch Schuld an der Bildungsmisere. Ausgerechnet der Mythos einer bildungsverweigernden, pisaversauenden Parallelwelt soll den Deutschzwang begründen. Im Blockieren von Bildungszugängen und Auseinanderdividieren von angeblich bildungsnahen und -fernen Schichten besteht das österreichische Bildungssystem jede Prüfung mit Auszeichnung. Hingegen gibt es ein Nichtgenügend nach dem anderen für die Bekämpfung von sozialen Ungleichheiten, dem Bereitstellen ausreichender Sprachlernangebote und der Förderung von Erstsprachenunterricht.

ÖSTERREICH IST EIN EIN-WAN-DER-UNGS-LAND, FASHTEST ME?!

Besonders miserabel ist die Bildungspolitik im Innenministerium aufgehoben: Sie schreibt nicht nur Deutschpflicht fest, sondern schafft auch eine diffamierende Sprache gegenüber Asylsuchenden: „Asylmissbrauch“, „Scheinasylant_innen“, „Illegale“ und als letzter Schrei „Ankerkinder“. Statt die Lebensbedingungen von Flüchtlingen zu thematisieren, hagelt es verbale Untergriffe.

Parallel dazu sieht sich Övustyria vom kulturellen Untergang bedroht: Koroška ist durch die Slowenisierung und ein paar zweisprachige Ortstafeln bereits todgeweiht. Nun ist wieder Viyana dran, muss wieder beschützt werden, diesmal ohne Stadtmauer – dafür mit Pflicht dort und Zwang da! Wehe wir bestellen unser Brot auf türkçe oder na našem und der_die Verkäufer_in wagt es, auf türkçe oder na našem zu antworten. Aufregung, Skandal, die Wiener Lebensart geht flöten!

Nix da! Wie Kärnten immer schon auch Koroška war, war Wien immer schon ein Stück Beč, Bech, Bécs, Dunaj, Vídeň, Viena, und Viyana. Das Problem ist nicht die Vielfalt an Sprachen, sondern der Versuch des Regierens über Menschen mittels Sprache, mittels Sprachherabwürdigung, mittels Sprachaberkennung, mittels Sprachzwang, mittels Sprachzertifikaten.

WIR SPRECHEN GERECHTISCH, LUSTISCH, POLITISCH UND KÄMPFISCH. ROZUMIJEŠ MI?

Wir lassen uns nicht eindeutschern. Wir sind hier und reden mehrsprachig! Auf der Straße mit Slang und eigenem Akzent, in der Arbeit gscheit, in der Schule gleich in mehreren Sprachen und wie wir es für angebracht halten, wie es uns passt. Weil es unser Recht ist und unsere Freude, und weil Sprache das Mittel ist, mit dem wir uns zur Wehr setzen!

GLEICHE (SPRACHEN-)RECHTE FÜR ALLE! RAISE YOUR VOICE! SPRACHSTREIK NOW!

1. März – Transnationaler Migrant_innenstreik ist ein offener Zusammenhang von Leuten und Gruppen, die sich Gesellschaft unter anderem antirassistisch vorstellen – und dafür auch gern kämpfen. Join the global action.

1.maez-streik.net



Zahleneuphorie und Realität

Die Chance der Minderheitensprachen als Bildungssprachen

Wenn Sprachen österreichischer Minderheiten zu Bildungssprachen werden sollen, dann ist in der österreichischen Sprach- und Schulpolitik ein radikales Umdenken erforderlich.

Die letzten beiden Jahrzehnte haben aus der europäischen und globalen Perspektive mehrere gesellschaftliche Themen in den Vordergrund gerückt. Es sind Themen wie Migration, Minderheiten, Menschenrechte, Minderheitenrechte, Sprache, Integration, Identität und Ethnizität. Allen ist gemeinsam, dass sie in der Diskussion zu unterschiedlichen Positionierungen und inhaltlichen Polarisierungen führen. Manche Zugänge scheinen so weit auseinander zu liegen, dass ein sachliche und unpolemische Annäherung an konträre Auffassungen kaum möglich ist. Die Gründe dafür dürften in erster Linie darin liegen, dass die genannten Themen die gesellschaftlichen Ungleichverhältnisse und die politische Situation eines Landes bzw. Staates ansprechen und somit öffentliche Verantwortung einfordern. Sowohl wissenschaftliche als auch alltagspolitische Auseinandersetzungen zeigen, dass wir es mit Inhalten zu tun haben, welche die Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen ins Zentrum stellen und damit Fragen nach einer gerechten Gestaltung einer von Pluralität geprägten Gesellschaft aufwerfen.

Die schulische Sprachbildung gehört zweifelsohne zu diesen sensiblen Themen, bei denen die Meinungen auseinandergehen. Die Diskussion um Sprachbildung wird umso konträrer, je mehr damit die Berücksichtigung der Erstsprachen von Migranten- und Minderheitenkindern in institutionellen Zusammenhängen thematisiert wird – wie Kindergärten, Volksschule und weiterführende Schulen. PISA-Ergebnisse und andere

Expertenbeobachtungen zeigen, dass eine Bildungsgerechtigkeit ohne entsprechende Sprachbildung von Kindern, die einen anderssprachigen (familiären) Hintergrund haben, nicht möglich ist. Eine kontinuierliche, mehrjährige und fundierte Sprachbildung ist ein entscheidender Faktor für den Schulerfolg und für das Erreichen eines hohen Bildungsniveaus (vgl. Heintze 2010). Das bedeutet, dass gerade Schulsysteme, die strukturell eine sehr frühe Selektion von Kindern bzw. Trennung von Bildungswegen vorsehen, eine langfristige und aufbauende Sprachbildung von SchülerInnen nicht unbedingt positiv beeinflussen, weil Schulübergänge beginnende Bildungsprozesse unterbinden oder nur rudimentär fortsetzen.

Diese These erhält ihre besondere Bedeutung innerhalb des Schulwesens österreichischer Minderheiten, weil sich systemimmanente Differenzierungen/Übergänge negativ auf den Zugang zu den Minderheitensprachen auswirken. Oder anders gesagt: Mit fortlaufender Schuldauer verringert sich die Zahl jener, die eine Sprachbildung in der Minderheitensprache haben.

Im Minderheitenschulwesen von Burgenland und Kärnten sind in den letzten beiden Jahrzehnten zahlenmäßig die größten Veränderungen sichtbar geworden. Der Fall der Berliner Mauer, die Öffnung der Grenzen und die neu entstandenen Demokratien haben den Bildungswert einzelner Minderheiten- bzw. Volksgruppensprachen gehoben. Das Slowenische in Kärnten sowie das

Kroatische und Ungarische im Burgenland haben an gesellschaftlichem Prestige gewonnen. Die Bevölkerung in den beiden Bundesländern hat zum Teil ihre ablehnende Haltung gegenüber Minderheitensprachen abgelegt und ist zunehmend bereit, den heranwachsenden Generationen eine zwei- und mehrsprachige Schulbildung zu ermöglichen. Das Bewusstsein, dass grenzübergreifende Kooperationen ohne Erwerb weiterer (regionaler) Sprachen kaum möglich sind, hat zum Umdenken beim Sprachenlernen geführt. Nicht nur die Nachfrage nach qualifizierten Personen mit einem regionalen Sprachenprofil ist gestiegen, sondern der Erwerb von Minderheitensprachen wird zunehmend als persönliche Notwendigkeit und Bereicherung im grenznahen Alltag wahrgenommen. Dieser Trend hat aber auch mit einem allgemeinen positiven Diskurs über Zwei- und Mehrsprachigkeit zu tun, der besonders von den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen getragen wird.

Schulstatistiken belegen das Interesse am zweisprachigen Unterricht im Minderheitenschulwesen. Im Schuljahr 2005/06 haben im Burgenland 1696 Kinder an einem deutsch-kroatischen Unterricht im Pflichtschulbereich teilgenommen. Fünf Jahre später, im Schuljahr 2010/11 waren es 1745 SchülerInnen. Also ein leichter Zuwachs. Im gleichen Zeitraum ist beim deutsch-ungarischen Unterricht ein wesentlich stärkerer Anstieg zu verzeichnen: Im Schuljahr 2005/06 waren es 2067 Schüler/innen, im Schuljahr 2010/11 stieg die Zahl auf 2545. Zum Begriff

des zweisprachigen Unterrichts muss jedoch kritisch vermerkt werden, dass damit sämtliche Formen eines Zugangs zu den Minderheitensprachen (bspw. unverbindliche Übung, Freigeigenschaft) gemeint sind. Die Schwäche der gesetzlichen Regelung im Minderheitenschulwesen für das Burgenland besteht darin, dass der zweisprachige Unterricht nicht näher definiert wird und die Berücksichtigung der Minderheitensprachen vollkommen von der Sprachkompetenz und der Einstellung der LehrerInnen abhängt. Eine solche Praxis führt dazu, dass sich die Sprachbildung und die Vermittlung zweisprachiger Kompetenzen an keinen allgemein gültigen Normen orientieren und die Minderheitensprachen keine vergleichbare Bedeutung mit der deutschen Sprache in der bilingualen schulischen Erziehung haben (siehe dazu auch Baumgartner o. J.).

Auch die Entwicklung in Kärnten zeigt, dass seit Jahren immer mehr SchülerInnen zum zweisprachigen Unterricht (deutsch-slowenisch) angemeldet werden.^[1] Die Anmeldezahlen belegen, dass trotz rückläufiger Geburtenraten sich immer mehr Eltern dafür entscheiden, ihren Kindern eine zweisprachige schulische Ausbildung zu ermöglichen. Innerhalb von zwei Jahrzehnten haben sich die Anmeldungen mehr als verdoppelt. Während im Schuljahr 1990/91 1163 (20,58 %) VolksschülerInnen am zweisprachigen Unterricht teilgenommen haben, waren es im Schuljahr 2010/11 bereits 1928 (43,96 %). Nach jährlich steigenden Anmeldungen zu schließen, ist der deutsch-slowenische Unterricht eine sehr beliebte Schulform, die in der Alpen-Adria-Region eine entscheidende Bildungs- und Zukunftsperspektive darstellt. Das Slowenische hat für viele den Nimbus einer kärntenfeindlichen Sprache verloren. Mit der Anmeldung ihrer Kinder zum zweisprachigen Unterricht holen viele Eltern das nach, was ihnen verwehrt wurde:

nämlich die Zweisprachigkeit. Zweisprachige Bildung – eine späte aber nicht gänzlich abhanden gekommene Kompensation?

Trotz diesen positiven Entwicklungen wäre es zu kurzichtig, die Effizienz des zweisprachigen Unterrichts auf die reinen Teilnehmezahlen zu reduzieren. Für beide Minderheitenschulsysteme gilt, dass die Erwartungen vieler Eltern, nämlich auch Grundkompetenzen in den Minderheitensprachen zu vermitteln, nur sehr beschränkt eingelöst werden. Der Grund dafür liegt nicht nur in der mangelnden Kompetenz vieler LehrerInnen in den Minderheitensprachen, sondern auch in der Organisation und der Didaktik des zweisprachigen Unterrichts. Vielerorts beschränkt sich der zweisprachige Unterricht auf wenige Redewendungen, Lieder und Reime in den Minderheitensprachen. In vielen Fällen sind zweisprachige Einheiten mit Übersetzungsübungen zu vergleichen, die den Kindern keinen eigenständigen und der Situation angepassten Umgang mit der für sie schwächeren Sprache ermöglichen. So mutiert das Lernen in der Minderheitensprache zum reinen rezeptiven Verhalten, das keine Herausforderung für eine kommunikative und lebendige Einübung in die Minderheitensprache darstellt. Sprachliches Lernen und Lerninhalte gehen an der Lebensrealität der Kinder vorbei.

Eine der größten Barrieren für eine kontinuierliche und langfristige Sprachbildung in den Minderheitensprachen stellt zweifelsohne der Übergang von der Elementarstufe zur Sekundarstufe dar. Die Trennung der Bildungswege nach der Volksschule haben für die zweisprachige Bildung einschneidende Folgen. Der Großteil der Kinder verliert nach der Elementarstufe jeglichen Kontakt zur Minderheitensprache, weil es in vielen weiterführenden Schulen kein entsprechendes

Angebot gibt. Die erworbenen Sprachkompetenzen können in die weitere Schulbildung nicht eingebracht und mitgenommen werden. So wird nicht nur sprachliches Anschlusslernen verhindert, durch die strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen wird sogar vielen die Möglichkeit genommen, die Gestaltung ihrer Sprachbiografie in den Minderheitensprachen zu realisieren. Der Anteil jener, welche die begonnene Sprachbildung in den Minderheitensprachen auf der Sekundarstufe I und II fortsetzen und sie bis zum Maturaniveau bringen, ist relativ klein. Im Grunde handelt es sich dabei um eine „privilegierte“ Gruppe. Selbst heute wird in gemischtsprachigen Regionen die Mehrsprachigkeit zum Privileg weniger.

Wenn Sprachen österreichischer Minderheiten zu Bildungssprachen werden sollen, dann ist in der österreichischen Sprach- und Schulpolitik ein radikales Umdenken erforderlich. Folgende Reformschritte sind notwendig:

- Reform der derzeitigen Minderheitenschulgesetzgebung
- Keine Systembrüche in der zweisprachigen Ausbildung – durchgehender zweisprachiger Unterricht auf der Elementarstufe und Sekundarstufe I
- Immersion als zweisprachige Unterrichtsform
- Erhöhung der Sprachkompetenzen von LehrerInnen in Minderheitensprachen
- Durchgängige Sprachbildung (Kindergarten, Schule)
- Lebenslanges Sprachenlernen oder Vernetzung verschiedener Orte der Sprachbildung wie Familie, Schule und Nachbarschaft

Literatur:

Baumgartner, Gerhard (o.J.): Sprachgruppen und Mehrsprachigkeit im Burgenland. URL: www.erinnern.at (Stand: 15.2.2012)

Heintze, Andreas: Sprachbildung und Schulreform. In: Die Deutsche Schule, 2010/4. S. 289-300.

Vladimir Wakounig ist Ao. Univ.-Prof. an der Universität Klagenfurt/Celovec; Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung, Abteilung für Interkulturelle Bildung.

^[1] Die Teilnahme am zweisprachigen Unterricht wird im Burgenland und Kärnten unterschiedlich geregelt. In Burgenland nehmen alle SchülerInnen am zweisprachigen Unterricht teil, sofern sie nicht abgemeldet werden. Anders in Kärnten: Hier ist die Anmeldung Voraussetzung für die Teilnahme am zweisprachigen Unterricht.

Auf der Maria-Hilfmir-Straße

Literatur als politischer Widerstand

Mutterzunge nannte es Emine Sevgi Özdamar und fasste damit den Wunsch nach der eigenen in der fremden Sprache in ein eindringliches Bild. Kanak Sprak spuckte Feridun Zaimoğlu und machte sich damit einen Namen als Enfant terrible der deutschen Großstadtliteratur. Beides war in den 1990er Jahren, und bemerkenswert ist, dass beide Positionen, die polternde genauso wie die sprachverliebte, sich von Anfang an sowohl als literarische Kunstgriffe wie auch als politische Forderungen verstanden. Indem sie sich sehr bewusst für sprachliche und narrative Haltungen entscheiden, die das sozialrealistische Erzählen des auf seine Rolle als „Gastarbeiter_in“ reduzierten Subjekts genauso verweigern wie die Lieferung exotistischen Aufputzes für eine fade gewordene monokulturelle Textproduktion, verbinden sie künstlerischen und politischen Anspruch.

Auch in Wien, im Jahr 2000, finden wir diese Allianz: „Delirija und ich slackern auf der Maria-Hilfmir-Straße“, schreibt Alma Hadžibeganović. Und: „woher mein Mundwort stammt, so schauen mich alle an.“^[1] In der Tat: „so schauen mich alle an“ – ein blauschwarzes Österreich bereitet sich darauf vor, seine rassistischen Zuschreibungen öffentlich und machtvoll zu institutionalisieren, und der Blick wird von der 1992 aus Bosnien nach Wien migrierten Autorin spöttisch zurückgeworfen.

Seitdem sind weitere zwölf Jahre vergangen, Autor_innen mit migrantischem Hintergrund und mehrsprachiger literarischer Sozialisation sind aus der deutschsprachigen, hier: der österreichischen Literatur, nicht mehr wegzudenken. Die Bilder, Welten und Sprachen, die sie mitbringen, genauso wie die Fremdheits- und Exklusionserfahrungen, die sie hier machen, und die Strategien, die sie dagegen entwickeln, sind Teil der Literatur deutscher

Sprache geworden. Dank ihnen können auch hier, im Text und zwischen den Texten, Differenzen ausverhandelt, Identitäten erprobt, verworfen und auf den Kopf gestellt werden.

Initiativen wie die der Kulturarbeiterin und Verlegerin Christa Stippinger, die vor 15 Jahren den Preis „schreiben zwischen den kulturen“ für österreichische Autor_innen mit nicht-deutscher Erstsprache erfand, und seither hartnäckig ihre *edition exile* am Existenzminimum entlang balanciert, haben vielen Autor_innen eine erste Öffentlichkeit ermöglicht. Gleichzeitig wurde das Produkt „Migrant_innenliteratur“ von Buchmarkt und Literaturbetrieb begeistert willkommen geheißen, wie der breite Erfolg von Dimitré Dinevs *Engelszungen* (2004) oder Julya Rabinowichs *Spaltkopf* (2008) zeigt.

Doch die neuen, erfolgreichen Exponent_innen der „Migrationsliteratur“ wehren sich: Sie wollen einer nach wie vor als monolithisch gedachten

Literatur keine Leidensfolklore beisteuern, sie wollen sie weder mit den „bunten“ Geschichten aus ihren „fremden“ Heimatländern bereichern, noch hier das ewige Andere abgeben. Denn, wie Julya Rabinowich in „Das Unbehagen in der MigrantInnenliteratur“ schreibt, „wer heimatlos ist, soll es ewig bleiben.“^[2] Weswegen sie zur allgemeinen Irritation in ihrem zweiten Roman *Herznovelle* ein Thema wählt, das mit Migrationserfahrungen rein gar nichts zu tun hat.

Und auch Seher Çakır gibt sehr richtig zu bedenken, dass bei „Schubladen“ wie jener der „MigrantInnenliteratur“ ganz wesentlich sei, wem diese gehören – und dass diese Besitzverhältnisse für sie als Autorin ein wesentlicher Grund seien, sich in diese Schublade nicht verräumen lassen zu wollen.^[3]

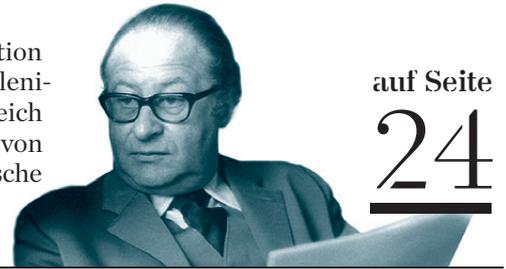
Politisch ist genau dieses Bewusstsein, das Künstler_innen, die mit Sprache arbeiten, immer schon begleitet, das Bewusstsein, dass Sprache Sprachpolitik ist, der hegemoniale Gestus der geforderten Monolingualität, mit dem ihnen die Gesellschaft begegnet, genauso wie ihre eigene strategische, gewitzte, poetische Aneignung von

^[1] Hadžibeganović, Alma (2000): *ilda zuferka rettet die kunst*. Wien: *edition exile*. S. 57.

^[2] Rabinowich, Julya (2010): *Das Unbehagen in der MigrantInnenliteratur*. In: Christa Stippinger (Hg.): *preistexte 10. anthologie*. Wien: *edition exile*. S. 7.



Wie **Bruno Kreisky** in Kooperation mit AktivistInnen die Einreise chilenischer Flüchtlinge nach Österreich plante. **Michael Genner**, Obmann von „Asyl in Not“, über seine politische Tätigkeit seit den 1960er Jahren.



auf Seite
24

Sprache für die mitgebrachten und die neuen Erfahrungen und Worte.

Dieses Bewusstsein, Sprache als politisches Mittel zu begreifen, zieht sich wie ein roter Faden auch durch die Literatur der Kärntner Slowen_innen. „Allein in Kärnten slowenisch zu schreiben, ist genug politisch“, meinte Florijan Lipuš, einer der bedeutendsten slowenischen Autoren Kärntens, einmal. In einem Land, in dem bis heute versucht wird, das Slowenische auf eine Haus- und Hofsprache zu reduzieren, sind die slowenischen Autor_innen, die drei Verlage und die Radioprogramme neben dem slowenischen Gymnasium die wichtigsten Träger der slowenischen Schriftsprache in Kärnten. Die öffentliche Verwendung der Literatursprache Slowenisch stellte damit – vor allem in den bewegten 1970er Jahren, in der Zeit des Ortstafelsturms – nicht nur das kulturelle und nationale Selbstverständnis der Mehrheitsgesellschaft sowie der nationalen Literaturen gewaltig in Frage, sondern auch einen Akt des politischen Widerstandes dar.

Schon mit der Gründung der Literaturzeitschrift *mladje* (Jungholz) im Jahr 1960 wehrte man sich gegen die konservative Kulturpolitik der Landes und – ähnlich wie die im selben Jahr von den Autor_innen der Wiener Gruppe gegründeten *Grazer manuskripte* – gegen die damals vorherrschende Dominanz der traditionellen, realistischen Schreibweise. Vor allem Florijan

Lipuš, der Autor des ersten modernen kärntnerslowenischen Romans *Zmote dijaka Tjaža* aus dem Jahr 1972 (dt. *Der Zögling Tjaž*, übersetzt von Peter Handke und Helga Mračnikar) thematisiert immer wieder Fragen zur Funktion von Minderheitenliteraturen und deren ästhetischen Ansprüchen. Für die Gründer von *mladje* (neben Florijan Lipuš: Erik Prunč, Feliks J. Bister und Karel Smolle), aber auch für den im Vorjahr verstorbenen Janko Messner stellte die slowenische Sprache erstmals einen Fundus dar, mit dem es sich experimentieren lässt und die nach Belieben umgeformt, zitiert und parodiert werden kann.

Die jüngere Generation wie Fabjan Hafner, Jani Oswald, Janko Ferk und Maja Haderlap, die im slowenischen Gymnasium sozialisiert wurde, verwendet sowohl das Slowenische als auch das Deutsche. „Dieses sukzessive Schreiben in zwei Sprachen oder simultane zweisprachige Schreiben verleiht der Kärntner Gegenwartsliteratur eine neue polyphone Qualität.“^[4]

Maja Haderlap, die bisher vor allem Lyrik in beiden Sprachen veröffentlicht hat, hat ihren ersten Roman *Engel des Vergessens* auf Deutsch verfasst. „Das Deutsche ist zu mir gekommen in diesem Fall. Es hält mich auf Distanz zu diesem Thema; es ist mein Schutzschild“,^[5] sagt sie in einem Interview nach der Bachmann-Preisverleihung. Auf Slowenisch über den Vergangenheitskomplex ihrer

eigenen Biografie zu schreiben, sei ihr unmöglich gewesen, und das Unbeschreibbare nur durch die distanzierte Mehrheitsprache möglich.

Haderlap erzählt in ihrem Buch die historische Tragödie der Kärntner Slowen_innen aus der Perspektive eines kleinen Mädchens, das in den 1960er Jahren in einem slowenischen Südkärntner Dorf aufwächst und mit den Dämonen der Vergangenheit kämpft. Das Mädchen erfährt durch die Großmutter und den Vater von den Greuelthaten, die den Slowen_innen von den Nazis zugefügt wurden, von Folter und Mord, von Verschleppung in die Vernichtungslager, vom Kampf der Partisan_innen dagegen und von den Rassismen, die bis heute andauern. Einer der berührendsten Szenen in dem Roman ist jene, in der die Großmutter der Enkelin von ihrer Zeit im KZ Ravensbrück erzählt. Sie gebraucht dafür den Satz *je bilo čudno* (es war befremdend). Und nicht *grozno* (es war schrecklich), das sie eigentlich meint. Dieses Wort fällt ihr nicht ein.

Auch wenn in den letzten Jahren einige wichtige Autobiografien zu diesem dunklen Kapitel der österreichischen Geschichte erschienen sind (wie etwa von Andrej Kokot und Lipej Kolenik), so stellt *Engel des Vergessens* doch die erste große literarische Narration der slowenischen Nachkriegsgeschichte in Kärnten aus slowenischer Seite dar.

Jessica Beer ist Literaturwissenschaftlerin. Sie leitet die Öffentlichkeitsarbeit des OeAD - Österreichischer Austauschdienst und war von 2003-2011 verantwortlich für das Veranstaltungsprogramm der Hauptbücherei Wien

Cornelia Kogoj studierte Publizistik und Germanistik. Sie ist Generalsekretärin der Initiative Minderheiten und Verfasserin der Studie „Dreißig und zwanzig Wiens. Aspekte literarischer Artikulation von Migrant_innen in Wien“.

^[3] Vgl.: Çakır, Seher (2007): "Migrantenliteratur". In: Christa Stipinger (Hg.): *passwort. anthologie*. Wien: edition exil. S. 7-9.

^[4] Strutz, Johann: Von den Kalendergeschichten zur konkreten Poesie. In: *Slolit.at*. Slowenische Literatur in Kärnten, URL: <http://www.slolit.at/start/C8> (Stand: 24.02.2012)

^[5] Bachmann-Preis für M. Haderlap. Die deutsche Sprache ist ihr Schutzschild. In: *Zeit Online - Literatur*. URL: <http://www.zeit.de/kultur/literatur/2011-07/literatur-preis-bachmann> (Stand: 25.2.2012)

Anerkennende Sprache

Ein politischer Essay^[1]

Sprache ist immer Ausdruck unseres Denkens, Fühlens, Empfindens. „Sprache“ fassen wir nicht nur als Sprechen auf, sondern auch als Gestik, Mimik, Lachen, also insgesamt als Äußerung von etwas Gedachtem, Gefühltem et cetera. Sprache ist wie Tun und Handeln nie nur (bewusste oder unbewusste) wirkungslose Äußerung, sondern hat immer auch eine Wirkung, kann immer auch für andere Menschen verletzend, diskriminierend oder wertschätzend und anerkennend sein.

„Sprache war und ist nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege, denn sie lässt sich von dem, was einer dem anderen tut, nicht trennen. (...) Man muss ihr jedes Mal aufs neue ablauschen, was sie im Sinn hat. (...) In jeder Sprache, das heißt in jeder Art des Sprechens sitzen andere Augen.“ (Müller 2003: 39)

Was Herta Müller so treffend für die Sprache formuliert, bedeutet eine Sensibilität dafür zu entwickeln, wie das von einem jeweiligen Ich (bewusst oder unbewusst) Geäußerte auf andere Menschen wirken kann. Denn: „Der Gebrauch unserer Sprache kann (...) nicht nur der Vorbereitung von Gewalttaten dienen, sondern kann (...) selbst eine Form von Gewalt sein“. (Krämer 2005: 5) Das Sprechen ist immer zugleich auch ein Tun (vgl. ebenda). Sprache kann diskriminierend oder anerkennend sein. Eine Sprachhandlung wird dabei umso wirksamer als Sprechende mit Macht ausgestattet sind (vgl. Bourdieu 2005). Deshalb sollten zugunsten

einer anerkennenden Sprache „(...) die eigenen Privilegien und Diskriminierungsmuster – samt ihrer geschichtlichen, räumlichen und diskursiven Zusammenhänge – in den Mittelpunkt gerückt werden, um sie zu reflektieren und gegebenenfalls zu verändern“. (Verein [[diskursiv 2011: o. S)

Brisant wird die notwendige (Selbst-)Reflexion zudem, wenn das Mitgesagte im Nicht-Gesagten als ein Element des Geäußerten mit bedacht wird. Ein Beispiel: Würde von Trainer_innen in einem Workshop kommuniziert, dass ihnen ein Beitrag „sehr gut gefällt“, dann wäre trotz Beendigung dieses Satzes weit mehr gesagt als tatsächlich ausgesprochen, nämlich, dass alle anderen Beiträge „nicht so gut“, „langweilig“, „völlig daneben“ wären. Die ausgesprochene Aufwertung der Einen implizierte so im Nichtgesagten eine Abwertung der Anderen. Dass es hierbei zahlreiche und heftigere Beispiele auf individueller Ebene der Äußerung als auch auf institutioneller und kultureller Ebene (wer wird wie angesprochen, nicht angesprochen, wer wird wie benannt, nicht genannt etc.) gäbe, ist evident.

Im direkt Gesagten und im nicht-gesagt Mitgesagten ist zugunsten einer anerkennenden Sprache Achtsamkeit geboten, die sich nicht zuletzt in der notwendigen Reflexion dessen zeigen kann, was sich zuweilen tief in kulturelle Muster eingepreßt hat: nämlich immer alles „ehrlich“ und „authentisch“ sagen zu wollen. Unklar bleibt dabei nicht

^[1] Der Text findet sich in abgewandelter Form in: Czollek/Perko/Weinbach 2012.

selten, was das bedeutet. Der Begriff „authentisch“, von Authentizität (altgriechisch *authentikós* „echt“; spätlateinisch *authenticus* „verbürgt“, „zuverlässig“), bedeutet Echtheit im Sinne von „als Original befunden“. So wäre ein Ich auch dann „authentisch“, wenn es gemäß einer eventuell vorhandenen eigenen Befindlichkeit, andere Menschen beschimpft, verbal verletzt, seine möglichen verinnerlichten und unreflektierten Stereotypen und Vorurteile mit der vermeintlichen Gewissheit recht zu haben äußert. Doch wäre diese „authentische Rede“ nicht für einen gemeinsamen Dialog geeignet, sondern wäre verletzend als „diskriminierende Rede“. Dem steht eine dem Sprechen zugrunde liegende ethisch-dialogische Haltung entgegen. Sie kommt in Bezug auf die Reflexion der Sprache nicht ohne normative Setzungen aus, insofern sie reflektierte Achtsamkeit, eine affirmative Haltung anderen gegenüber sowie ein anerkennendes Sprechen und eine anerkennende „Adressierung in die Sprache“ (Butler 2003: 75), ohne die Menschen nicht sein würden (vgl. auch Butler 1998), einfordert.^[2]

Sprache kann strukturelle Diskriminierung sein im Ineinandergreifen der individuellen, institutionellen und kulturellen Ebene: verbal, nonverbal, symbolisch etc. Sie findet immer in einem gesellschaftlichen Kontext statt, in einem Diskurs gesellschaftlicher Normativitäten sowie Herrschafts- und Diskriminierungsverhältnisse (vgl. auch Reisigl/Wodak 2001). Die Wirksamkeit der Sprache als mögliche strukturelle Diskriminierung hat ihre Gründe u. a. in den „sozialen Bedingungen unserer Sprachlichkeit, die darauf hinauslaufen, dass das miteinander Sprechen eine Situation ist, in

der unsere Personalität sowohl anerkannt aber auch aberkannt werden kann. Andererseits sind es die verbalen Bedingungen in der Sprache, die ineinander greifen und die Möglichkeit eröffnen, dass Worte (...) uns verletzen können, in unseren ‚sozialen Körper‘ einschneiden“. (Krämer: 2005: 12)

Die Wirksamkeit von Sprache als mögliche strukturelle Diskriminierung hat ihre Gründe nicht zuletzt in ihrer sowohl identitätslogischen Dimension als auch magmalogischen (vielfältigen, mehrlogischen) Bedeutung (vgl. Castoriadis 1984): Ersteres verführt Sprechende oftmals zu bewertend-hierarchisierenden Polarisierungen, die als solche den Charakter des Einschlusses oder der Ausgrenzung und Diskriminierung bergen. Zweiteres zeigt die Grenzen des Wissens und die Ungewissheit des Verstehens: Das, was ich meine oder nicht so meine, können Andere völlig anders auffassen. Umso mehr ist hier Reflexion hilfreich als sich Menschen durch Äußerungen verletzt und diskriminiert fühlen (können), auch wenn „Ich“ das Geäußerte nicht als solches verstehe und verstanden wissen möchte. Dabei erhalte diskriminierendes Sprechen einmal mehr eine Verschärfung, wenn ich die Wahrnehmung und das Empfinden der Angesprochenen, diskriminiert worden zu sein, abspreche.

Ein Wissen um die und ein Wahrnehmen von der möglichen Wirksamkeit der Sprache (und Mitgesagtem im Nichtgesagten), von Äußerungen, brächte Vorsicht mit sich. Damit ist keine political correctness als politisches Schlagwort bezeichnet, sondern ein tiefes Verständnis dafür, dass Sprache ausgrenzend und strukturell diskriminierend

sein kann. Dagegen zeichnet sich eine anerkennende Sprache durch zuhörende und fragende Aufmerksamkeit aus, wodurch sich die je Anderen selbst äußern können, so sie wollen. Es gibt keine Garantie, niemals verbal zu diskriminieren. Doch kann das – durch Zuhören, Fragen und Nachdenken im Innehalten eines Denkraumes – reflektierte und reflektierende Sprechen beitragen, eine Sprache mit zu etablieren, die strukturelle Sprachhandlungsdiskriminierung nicht als gegeben akzeptiert.

Literatur:

Bourdieu, Pierre (2005): Was heißt Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.

Butler, Judith (2003): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (1998): Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin: Berlin Verlag.

Castoriadis, Cornelius (1984): Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Czollek, Leah Carola/Perko, Gudrun/Weinbach, Heike (2012): Handbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen. München/Weinheim: Juventa.

Krämer, Sybille (2005): Gewalt der Sprache – Sprache der Gewalt. Hg. v. Landeskommission Berlin gegen Gewalt. Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport. Berlin.

Müller, Herta (2003): Der König verneigt sich und tötet. München/Wien: Carl Hanser Verlag.

Reisigl, Martin/Wodak, Ruth (2001): Discourse and Discrimination. Rhetorics of Racism and Antisemitism. London and New York: Routledge.

Verein][diskursiv (2011): Sprachliches Handeln und Diskriminierung. In: www.migrazine.at. Online Magazin von Migrantinnen für alle. URL: <http://www.migrazine.at/artikel/sprachliches-handeln-und-diskriminierung> (Stand: 15.02.2012).

Gudrun Perko ist Gastprofessorin für Gender Mainstreaming und Diversity Management an der Fachhochschule Potsdam, Philosophin, Wissenschaftscoach, Social Justice und Diversity Trainerin.
www.perko-profundus.de | www.social-justice.eu

Leah Carola Czollek ist Gastdozentin und stv. Frauenbeauftragte an der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin, freiberufliche Mediatorin und Trainerin, Ausbilderin für Social Justice und Diversity.
www.czollek.consult.de | www.social-justice.eu

^[2] Judith Butler beschreibt in Bezug auf die Eingebundenheit in die diskursive Welt der erzählten Geschichte, dass niemand überlebt, ohne durch Adressierung in die Sprache eingebunden worden zu sein: „(...) um dann später den eigenen Weg in der Sprache zu finden, nachdem die Sprache vorgegeben wurde, nachdem sie ein Beziehungsgeflecht geschaffen hat, in das man verstrickt und in dem man bedroht ist, in dem man aber auch am Leben bleibt und gedeiht.“ (Butler 2003: 75)

Ordnungsinstrument und Widerstandsnest

Die Angst der Hochsprache vor der Alltagssprache

„Eine Sprache ist immer ein heterogenes System oder, wie die Physiker sagen würden, ein vom Gleichgewicht entferntes System.“ [Deleuze 2005: 192]

Meine erste Sprache ist **Wlachisch**, eine Sprache die keine Schrift kennt. Der Name meiner zweiten Sprache **Serbokroatisch** ist durch die neuen nationalistischen Gebilde am Balkan verboten. Und ich schreibe auf **Deutsch**: die Sprache, in der ich, sollte ich jemals dazu kommen die österreichische Staatsbürgerschaft zu beantragen, als Nachweis über die Kenntnis deren polizeilichen Version eine Prüfung ablegen muss. Deutsch ist zugleich in dem Land, wo ich ein Großteil meines Lebens verbringe, die Sprache des Befehls. Gegenwärtig kommt dieser Befehl in folgender von der Sozialdemokratischen Partei Österreichs veröffentlichten Formel: „Die gemeinsame Sprache in Wien ist Deutsch. Wer hier leben will, muss Deutsch können!“^[1]

Diese drei Sprachen, die ich tagtäglich benutze, haben für mich nur in ihrer Anwendung eine Bedeutung. Die Idee, nur eine Sprache zu haben, nur diese zu benutzen und sich nur zu dieser bekennen zu müssen, zählt zu den abstrusesten Waffen gegen Individuen und Gruppen und deren Entfaltungsmöglichkeiten, die von polizeilichen nationalstaatlichen Gehirnen jemals ausgedacht wurden.

LinguistInnen unterscheiden zwischen zwei Arten von Sprache: die Hoch- und die Alltagssprache. Diese sind an verschiedene Träger und Anwender gebunden und differenzieren sich zusätzlich durch die Art der Wirksamkeit, die sie erzielen. Die Hochsprache ist an das Gefüge des Nationalstaates gebunden und wird von denjenigen benutzt, die in einer materiellen und ideellen

Abhängigkeit zu deren Institutionen stehen. Die Wirksamkeit der Hochsprache besteht in der Herstellung einer Ordnung, also der polizeilichen Funktionalisierung sowohl der Sprecher und Sprecherinnen als auch derjenigen, denen diese Sprache beigebracht werden soll.

Die Alltagssprache hingegen ist an den Lauf der Dinge gebunden, der ein permanentes Ziel der Regulierung ist (und trotzdem sich entzieht), an die konkreten Individuen innerhalb eines Individualisierungsverfahrens (das nie abgeschlossen ist).

Die Wirksamkeit der Alltagssprache besteht in den schöpferischen Momenten, die in die Hochsprache Eingang finden und deren Lebendigkeit ausmachen. Diese zwei Sprachen stehen, seitdem wir von einem Nationalstaat – und damit überhaupt von Sprache als kodif-

^[1] Vgl. Wiener Positionen zum Zusammenleben. Wer klare Antworten sucht – wir haben sie. SPÖ. URL: http://www.wien.spoe.at/sites/default/files/Wiener_Positionen.pdf (Stand: 13.02.2012)



Der Kärntner Anwalt und „Schnellfahrer“ **Rudi Vouk** erhielt den Dr.-Josko-Tischler-Preis 2012. Sein ehemaliger Professor **Theodor Öhlinger** findet, dass alle ÖsterreicherInnen Vouk Respekt, Anerkennung und Dank schulden.



auf Seite
27

ziertes Eigentum – reden können, in Abhängigkeit voneinander.

Die Hochsprache reguliert, setzt Kontrollakte, Grenz- und Kontrollpunkte sowie Strategien, die dazu dienen, die Alltagssprache in ihrem realen Moment der permanenten Neukonstruktion zu bändigen und zu befestigen. Die Träger und Trägerinnen der Hochsprache reden von Identität, von Integration und von Systemen. In der Alltagssprache, die keine befestigten Sprachpositionen kennt, befinden wir uns hingegen in einem Reich der Ströme, in einer Permanenz des Werdens und innerhalb eines infiniten und latent multi-polaren Verfahrens.

Zwischen diesen Sprachen gibt es keine egalitären Kommunikationskanäle – diese Art von Kommunikation würde gleichwertige soziale Positionen voraussetzen, hier handelt es sich jedoch um eine Machtbeziehung. Trotzdem: Die Sprache der Ordnung gibt es nur deswegen, weil es die andere Sprache gibt, aus der ununterbrochen die schöpferische Lebendigkeit in die Ordnung des gesetzten Systems aufgesaugt wird.

Die gesprochene Sprache, die Sprache des Werdens geht der Sprache der Ordnung voraus, sie wird aber innerhalb des Systems der Nationalstaaten und ihrer Institutionen – von Akademien, über Medien bis zu Staatsbürgerschaftstests – permanent verdächtigt, das System zu untergraben. Der Verdacht ist ein Bestandteil des polizeilichen

Denkens. Das Unbehagen vor dem beständigen Rumoren der Alltagssprache aber resultiert aus der Angst, die Herrschende seit jeher vor den Beherrschten verspüren. Das ist der Punkt, wo die Sprachen an die Macht gebunden sind. Wenn wir von zwei Sprachen reden, dann reden wir nicht von Dialekten, sondern von zwei gesellschaftlichen Positionen: von der Position der Herrschenden und von der Position der Beherrschten und den Sinnzusammenhängen, die sich aus diesen ergeben. Es gibt keine Sprache, die nicht an die Po-

Es ist nicht das Problem der Minorisierten, nicht sprechen zu können, werden sie doch permanent zur Sprache aufgefordert und gezwungen. Ihre Sprache wird in den Studien analysiert, ihre Beziehungen werden beleuchtet, ihre Familienverhältnisse und ihre sozialen Netzwerke hinterfragt. Es geht dabei nicht um einen Mangel an Sprache, sondern um die Tatsache, dass sie nicht die herrschende Hochsprache in ihrem richtigen Idiom sprechen.

sitionen innerhalb des gesellschaftlichen Machtgefüges gebunden ist. Es handelt sich also um die Sprachen der Herrschenden und der Beherrschten. Der Befehl Deutsch zu lernen bzw. der Aufruf, Deutsch als gemeinsame Sprache aller Wiener und Wienerinnen zwangsweise zu akzeptieren, ist ein gegenwärtiges Beispiel für die Sprache der Herrschenden.

Die Kommunikationsbeziehungen als sprachlicher Austausch sind, wie Pierre Bourdieu feststellt, Machtbeziehungen, in „denen sich Machtverhältnisse zwischen den Sprechern oder ihren jeweili-

gen sozialen Gruppen aktualisieren.“ (Bourdieu 2005: 41) Genau deswegen können wir die gängige Fehldeutung bezüglich der Stimme der Beherrschten hier in der Zeitschrift der **Initiative Minderheiten** erörtern: Es ist nicht das Problem der Minorisierten, nicht sprechen zu können, werden sie doch permanent zur Sprache aufgefordert und gezwungen. Ihre Sprache wird in den Studien analysiert, ihre Beziehungen werden beleuchtet, ihre Familienverhältnisse und ihre sozialen Netzwerke hinterfragt.

Es geht dabei nicht um einen Mangel an Sprache, sondern um die Tatsache, dass sie nicht die herrschende Hochsprache in ihrem richtigen Idiom sprechen. Die Früchte der Hochsprache sind für sie so hoch angelegt, dass sie nie zu ihnen gelangen werden

können, egal wie hoch sie springen und wie bemüht sie sich in dem sprachlichen Integrationsprozess zeigen. Genau diese Tatsache, dass die Beherrschten die Hochsprache nie erreichen werden, macht sie zu Untersuchungsgegenständen. Ein Untersuchungsgegenstand zu sein bedeutet die eigene Position innerhalb der sozialen Wirksamkeit von anderen diskursiv bestimmen zu lassen.

Die Minorisierten als Träger und Trägerinnen der Alltagssprache, unterworfen dem Zwang, sich für den Blick der Herrschenden permanent äußern und veräußern zu



müssen, haben keine Räume, wo sie ihre Haltungen organisieren und sich so aufmuntern können, um innerhalb des vorherrschenden Diskurses tatsächlich etwas Wirkungsvolles sagen zu können. So kommt es, dass sie als die „Emotionalitätsluder“ erscheinen, während die Anderen, die Hochsprache in ihren verschiedenen herrschenden Ausformungen beherrschen, für die rationalen Deutungen dieser Emotionen zuständig sind.

Die Hochsprache zwingt die Alltagssprache zu einer Veräußerung, unabhängig davon, ob diese Türkisch, Serbisch oder Deutsch heißt. All diese Sprachen funktionieren in einer doppelten Ausführung: einmal als Hoch und einmal als Alltag. Die Migranten und Migrantinnen haben keine Illusionen, dass es auch anders sein könnte. Natürlich stellt sich aus der politischen Perspektive betrachtet die Frage, ob es nicht besser ist, illusionslos zu leben. Für die Beherrschten stellt sich diese Frage aber nur bedingt, denn für sie ist die Illusion einer anderen, besseren Zukunft die einzige Möglichkeit, die alltäglichen Abhängigkeiten nicht gedemütigt und mit erhobenem Haupt zu leben.

Darum sprechen die Beherrschten – die Subalternen, wie Gayatri Spivak sagt – nicht, denn auch wenn sie sprechen, sprechen sie nur die

Sprache, die von den Herrschenden wahrgenommen wird. Sie murmeln für die Herrschenden verständlich, ohne ihre Interessen innerhalb dieses Murmelns klar zu artikulieren, vor allem kraftvoll durchsetzen zu können. In dieser Hinsicht sprechen die Subalternen nicht.

Ganz im Gegenteil der behaupteten Hauptfunktion der Sprache als Kommunikationsmittel verdecken die Beherrschten durch ihre in dem gegenwärtigen Ordnungssystem wahrnehmbare Sprache ihre politische Position. Nicht deswegen, weil sie keine Sprache haben – ihre Sprache, die Alltagssprache, ist das eigentliche Triebkraftwerk der Hochsprache. Aber wenn sie sich innerhalb des gegenwärtigen Sprachsystems (das ein Teil des Ungleichheitssystems ist) äußern, ist diese Äußerung auch der Moment ihrer Veräußerung, der Objektivierung als Beherrschte. Der Übergang zur Hochsprache funktioniert wie ein gigantischer Saugtrichter, an dessen Ende die Worte, die ihren Ursprung in der Alltagssprache haben, ins Regelwerk der Hochsprache aufgenommen werden, ohne dass auch die Personen eine Verschiebung ihrer sozialen Positionen erleben. Die Hochsprache hat gegenüber den Beherrschten nur eine Ausrichtung: Sie sollen beherrscht bleiben.

Die Ordnung der Sprache ist wie die Ordnung der Dinge hierarchisch. Diese Hierarchie ist nicht eine, die sich auf unmittelbare Gewalt stützt, sondern der Bestandteil eines langen Prozesses, dessen Fundament die Gefüge der Nationalstaaten bilden. Nationalstaaten sind nach wie vor das vorherrschende Organisationssystem auf dieser Welt. Was nicht zu Nationalstaaten und deren Organisationsstrukturen gehört, gehört nirgendwohin. In dieser Ausschließlichkeit liegt das Problem, das die Beherrschten mit den Herrschenden haben. Die Sprache ist ein integraler Bestandteil dieses Sys-

tems, dessen einer Grundpfeiler der duale Beziehungskomplex Minderheiten/Mehrheiten ist. Gegenwärtig praktizieren die Herrschenden repressive Toleranz während die Minderheiten Autonomie fordern.

Die beständigen, stillschweigenden und unmerklichen Weisungen machen, genauso wie die expliziten Vorschriften und Verbote und die ständigen Ordnungsrufe, das nationalstaatliche Organisationsprinzip evident und somit als selbstverständlich akzeptabel. Diese Ordnung ist eine der Dinge und somit auch eine der Sprachen. Eine Veränderung des Ganzen würde implizieren, dass das duale Prinzip der Rede/Gegenrede, Minderheit/Mehrheit und auch jenes der Hochsprache/Alltagssprache aufgehoben wird.

Beginnen wir mit der Anerkennung der Tatsache, dass eine Sprache immer ein heterogenes System ist, und schließen wir daraus, dass nicht nur die Sprache, sondern die ganze Welt durch diese Heterogenität charakterisiert ist. Integrieren sollen sich darin diejenigen, die bis jetzt aufgrund ihrer Herrschaftspositionen durch Realitätsverweigerung aufgefallen sind. Dazu gehören auch jene, die in ihrer Verzweiflung und Dreistigkeit die Befugnis an bestimmten Orten zu leben von Deutschkenntnissen abhängig machen.

Literatur:

Bourdieu, Pierre (2005): Was heißt Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.

Deleuze, Gilles (2005): Brief an Uno über die Sprache. In: Ders.: Schizophrenie und Gesellschaft. Texte und Gespräche von 1975 bis 1995. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. S. 191-192.

Spivak, Gayatri (2008): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant.

Ljubomir Bratić ist Philosoph und Soziologe. Er arbeitet im Integrationshaus Wien und in der IG Kultur Österreich.

Sprachkünstlerin und politische Aktivistin

Wiener Neustadt ehrt Helga Pankratz mit einem Kulturpreis

Der Wiener Neustädter Kulturpreis 2011 ging an die Autorin und Journalistin Helga Pankratz. Für ihre Spracharbeit und Sprachkunst, aber auch für ihr breites gesellschaftliches Engagement, das ihr vielfältiges Schaffen wie ein roter Faden durchzieht. Dies betonte die Schriftstellerin und Juryvorsitzende Anemarie Moser in ihrer Laudatio bei der feierlichen Verleihung am 7. März 2012.

Geboren 1959 in Niederösterreich, publizierte Helga Pankratz neben zahlreichen Beiträgen in Literaturzeitschriften und Anthologien zwei Lyrik- und zwei Prosabände. Ihr Erzählband **Amore?** sowie ihre Gedichte wurden ins Slowenische übersetzt.

Neben ihrer literarischen Tätigkeit ist die Autorin seit Anfang der 1980er Jahre Aktivistin der Frauen-, Lesben- und Schwulenbewegung. Im Jahr 2000 war sie die erste Preisträgerin des **Gay And Lesbian Award** für besondere Verdienste um die rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung von Lesben und Schwulen in Österreich. Seit 2003 engagiert sich Pankratz im Schulbesuch-Projekt **peerconnexion** der HOSI Wien.

Ihr kritischer Blick auf gesellschaftliche Verhältnisse manifestiert sich auch in ihrer schriftstellerischen Arbeit, hebt Laudatorin Moser hervor: „Ihr Engagement blieb aber nie auf die Gruppe der Lesben und Schwulen beschränkt, sondern erstreckte sich auf Frauen, MigrantInnen, Sprach- und andere Minderheiten.“

Helga Pankratz ist der **Initiative Minderheiten** seit ihrer Gründung verbunden und seit 2002 in deren Vorstand tätig. In einem Gespräch für die Jubiläumsausgabe der Stimme im Frühjahr 2011

erwiderte Pankratz auf die Frage nach ihren Vorbildern: „Federico Garcia Lorca und Pier Paolo Pasolini, aber als Autorin, nicht als Aktivistin – ich habe ja verschiedene Leben.“ Ihr Leben als Aktivistin ist vor allem vom Empowerment anderer Initiativen geprägt.

So meinte sie im selben Gespräch: „Ich bin immer die Gruppengründerin und schaue, dass sich ein Kern bildet, der weiter existieren kann. Dann gehe ich zur nächsten Gruppe.“

Die Kulturarbeiterin Pankratz fühlt sich seit den späten 1980er Jahren auch zu lesbischen Autorinnen und schwulen Autoren aus Slowenien verbunden. Wie etwa Suzana Tratnik und Brane Mozetič, beide PoetInnen und AktivistInnen, die sie „meine slowenische Schwester und mein slowenischer Bruder“ nennt.

In ihrer Dankesrede bezeichnete Pankratz den Preis als eine Zusage, „hier in Wiener Neustadt zu Hause sein zu können, zu sollen und zu dürfen“.

Wir sind besonders stolz darauf, dass Helga Pankratz seit Jahren auch Stimme-Autorin ist und gratulieren recht herzlich.

Gamze Ongan



Foto: Helga Kienast

WIR MICH NICHT AN!
14 TAGE GEGEN RASSISMUS
4.5. BIS 18.5.2012

Eine Veranstaltungsreihe der
GBW Wien und der GBW Minderheiten

www.gbw-wien.at www.minderheiten.gbw.at

die grüne
bildungs-
werkstatt





Michael Genner mit Stimme-Autor Gerd Valchars; Foto: Luci Pajer

Michael Genner im Stimme-Gespräch

„Jede neue Herausforderung macht mich wieder jung“

Michael Genner, langjähriger Rechtsberater in Asylfragen und Obmann von „Asyl in Not“ bekam den Menschenrechtspreis 2011 der Liga für Menschenrechte für besonders couragierte Verdienste zur Umsetzung des Menschenrechts auf Asyl. Gerd Valchars hat mit ihm gesprochen.

Herzliche Gratulation zum Menschenrechtspreis 2011! Was bedeutet so ein Preis für Dich?

Der Preis ist eine Ehrung für mein Lebenswerk und darauf bin ich stolz. Zugleich ist er eine schallende Ohrfeige für diejenigen, die die Menschenrechte in diesem Land brechen. Gegen diese täglichen Menschenrechtsverletzungen kämpfen wir und der Preis ist uns eine moralische und politische Unterstützung.

Asyl in Not hat bereits 1991 den von der Sozialdemokratie verliehenen Bruno Kreisky Preis für Verdienste um die Menschenrechte bekommen – schon einmal daran gedacht, den Preis zurückzugeben?

Nein, der Kreisky kann ja nichts dafür, was seine Epigonen jetzt verbrechen. Außerdem war das 1991, da war die Dekadenz dieser Partei zwar schon fortgeschritten, aber noch nicht so weit wie heutzutage.

Du bist heute als langjähriger Obmann von Asyl in Not bekannt, Deine politische Tätigkeit hat nun nicht im Asylbereich begonnen.

Ich begann 1966 zu studieren, aber

mir blieb wenig Zeit für das Studium. Ich war beim VSSStÖ, wir setzten erste Schritte, um die Universitäten zu erobern. Das war unmittelbar nach der Borodajkewycz-Demonstration, die Hochschulen waren Brutstätten der extremen Rechten. 1968 wurde ich aus dem VSSStÖ ausgeschlossen und meine ruhmreiche Karriere in der SPÖ war zu Ende. Wir hatten für den 1. Mai eine Demonstration gegen die Entlassungen bei Elin organisiert. Es hieß, wer sich an der Demonstration beteiligt, schließt sich selber aus. Danach war ich eine Zeit lang bei der Sektion 6, einer Jugendsektion der KPÖ, die in dieser verstaubten stalinistischen Partei nicht glücklich geworden ist. Wir waren jung, radikal und aktionistisch orientiert und haben uns 1970 unabhängig gemacht. Als Spartakus führten wir eine Kampagne gegen Erziehungsheime, die damals das wichtigste Druckmittel gegen Jugendliche waren.

1974 hast Du Dich erstmals asylrechtlich betätigt?

In der Schweiz war die Freiplatzaktion für Chile-Flüchtlinge gestartet worden, die Schweiz wollte nach dem Putsch aber keine Flüchtlinge mehr aufneh-

men. Viele waren in Italien und es war unklar, ob sie weiterreisen könnten. Wir haben den Kontakt zu Bundeskanzler Kreisky gesucht und wollten klären, ob Österreich die Flüchtlinge aufnimmt. Kreisky hat zugesagt, aber die Flüchtlinge müssten über Schwchat einreisen und er müsse genau wissen wann. Ansonsten könne er nicht garantieren, dass die Flüchtlinge von seiner Polizei hereingelassen werden. Er musste quasi konspirativ mit uns planen, wann die Flüchtlinge ankommen werden.

Danach habe ich mich wieder mit anderen Dingen beschäftigt. Erst 1989 kam es zur Gründung des Flughafensozialdienstes. Die österreichischen Behörden wollten die kurdischen Flüchtlinge nicht einreisen lassen, eine völlig willkürliche und rechtswidrige Maßnahme. Es hat Demonstrationen und wochenlange Proteste am Flughafen gegeben, wir haben in der Ankunftshalle einen Klapptisch aufgestellt und die in Österreich lebenden Familienangehörigen der Flüchtlinge beraten. Durch den massiven Druck der Öffentlichkeit konnten wir schließlich die Einreise ermöglichen.

Ein Jahr später begann der soge-

nannte Assistenzeinsatz des Bundesheers an der österreichisch-ungarischen Grenze. Ich habe einen Aufruf zur Befehlsverweigerung an der Grenze verlesen. Die Soldaten hatten den Auftrag, schutzsuchende Menschen abzufangen, Ungarn hatte die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) aber nur mit Vorbehalt unterschrieben – sie galt nur für Flüchtlinge aus Europa. Die Zurückschiebung hätte eine Abschiebung in den Tod bedeuten können. Ich bin daraufhin wegen Aufruf zu militärisch strafbaren Handlungen angeklagt worden. Das Verfahren hat zwei Jahre gedauert und wurde dann eingestellt.

Du bist immer wieder wegen unterschiedlicher Delikte angezeigt worden, Du warst in Untersuchungshaft und Du bist auch einmal zu einer Haftstrafe verurteilt worden. Hat Dich das in Deinem politischen Engagement verändert?

Mich hat es immer darin bestärkt. Mein erster großer Prozess war 1969/70. Ich war wegen versuchter Verleitung zum bewaffneten Aufstand angeklagt. Österreich ist ein Land, wo man jede Ironie kursiv drucken muss, damit sie als solche verstanden wird. Ich war für ein Flugblatt verantwortlich, das sich gegen eine Jugendmesse richtete, bei der Ordner Jugendliche verprügelt hatten. Es gab ein schönes Medienecho, ich habe selbst das Plädoyer gehalten und bin von den Geschworenen von dieser Anklage einstimmig freigesprochen worden.

Das offizielle Österreich be ruft sich gerne auf die Vergangenheit, um seine asylfreundliche Seite herauszustreichen, und betont, dass Österreich „immer schon“ Asyl land gewesen sei. Ist das Klischee und Folklore oder stimmst Du dem zu?

Bis 1989 war das Asylrecht ein Instrument des Kalten Kriegs. Die Flüchtlinge aus Osteuropa damals hatten keine besseren und keine schlechteren Gründe als die, die heute kommen. Aber sie waren weiß, christlich und antikommunistisch. Daher waren sie willkommen. Bei der Ungarnkrise 1956 hatte Österreich noch gar kein Asylgesetz. Erst später wurde das Asylrecht kodifiziert und jede gesetzliche Bestimmung konnte dazu benutzt werden, die GFK einzuschränken. Der Eiserner Vorhang ist 1989 gefallen, die erste massive Verschärfung kam 1991.

Es ist aber nicht immer alles schlechter geworden, wie manche vermuten. Ich wehre mich gegen diese defätistische Annahme. Wir haben große Erfolge erzielt und Paragrafen durch Beschwerden bei den Höchstgerichten gekippt oder durch Demonstrationen zu totem Recht gemacht.

Sticht Österreich mit seiner

Gesetzgebung und Asylpraxis im europäischen Vergleich heraus?

Nein, andere Länder sind noch viel schrecklicher. Griechenland ist unter jeder Kritik, Italien ebenso, auch Polen ist noch um eine Drehung schlimmer als Österreich. Nur: dass andere es noch schlimmer treiben, ist keine Rechtfertigung für die Menschenrechtsverletzungen, die in Österreich geschehen. In den Jahren, in denen das unter Caspar Einem entworfene Gesetz gegolten hat, war Österreich übrigens sogar Vorbild. Es gab eine vorbildliche Judikatur und erstmals eine unabhängige Berufungsinstanz. Im Vergleich zu Deutschland war das um Klassen besser.

Wie viel Macht und Einfluss haben einzelne MinisterInnen eigentlich? Wie sehr liegt es an den handelnden Personen und wie sehr sind diese Teil ihrer Parteien, der Regierungen oder einer allgemeinen gesellschaftlichen Stimmung?

In der Politik gibt es nie nur eine Ursache und eine Wirkung, jeder handelt unter dem Einfluss verschiedenster Kräfte. Es bleibt aber eine Frage des persönlichen Anstandes, wie man sich als Minister oder Ministerin verhält. Wer so handelt wie Löschnak, Schlögl, Strasser, Prokop, Fekter und wie sie alle heißen mögen, macht sich persönlich schuldig und ist auch persönlich zur Verantwortung zu ziehen.

Den Tod von Liese Prokop hast Du mit einem „Nachruf der besonderen Art“ kommentiert. Sein Titel: „Innenministerin Liese Prokop ist tot – Kein Grund zum Weinen!“ Nach heftiger Kritik hast Du Dich entschuldigt. Siehst Du darin im Nachhinein einen Fehler?

Nein. Ich habe geschrieben, Prokop war eine Ministerin für Folter und Deportation, kein anständiger Mensch hat ihr eine Träne nachgeweint. Nach einer massiven Hetzkampagne gegen mich und Asyl in Not hab ich mich bei den Angehörigen entschuldigt, aber von den Vorwürfen nehme ich kein Wort zurück. Sie war schuldig an der Schubhaft für schwerst traumatisierte Folteropfer. Sogar die Richterin hat eingeräumt, dass Schubhaft psychische Folter bedeuten kann und es dafür keiner Beweise bedürfte. Nur Ministerin für Folter und Deportation dürfe ich sie nicht nennen. Menschen waren dem Bombenhagel und den Folterkellern ihrer Heimat entkommen und in Österreich verfolgt und ins Gefängnis gesteckt worden. Dafür trug Prokop persönliche Verantwortung.

Asyl in Not hat seine Bera-

tungstätigkeit immer mit politischem Aktivismus kombiniert. Ist das Deiner Meinung nach eine Grundbedingung für zivilgesellschaftliches Engagement?

Ja! Das ist ja meine Kritik an großen Organisationen wie etwa der Caritas, deren Rechtsberater und -beraterinnen gute juristische Arbeit machen. Aber die werden nie wirklich etwas bewirken. Um die Dinge grundlegend zu verändern, bedarf es der Kombination von politischem und rechtlichem Kampf.

Die FPÖ kommt in Deiner Kritik relativ selten vor. Ignorierst Du sie aus strategischen Gründen oder weil Du vor allem die Mächtigen kritisieren möchtest, in dem Fall eben die Ministerien und die Regierungsparteien SPÖ und ÖVP?

Wir haben auch gegen die FPÖ gekämpft, aber die Hauptstoßrichtung geht tatsächlich gegen die rassistisch durchgesetzte Beamenschaft und die rassistische Politik der verschiedenen Innenminister und -ministerinnen. Denn davon sind die Menschen direkt betroffen. Haider hat in den 1990ern die SP-Innenminister Löschnak und Schlögl als seine besten Männer in der Regierung bezeichnet. Das stimmt, aber nur zum Teil. Umgekehrt haben diese Minister Haider benutzt, um in einem arbeitsteiligen Prozess den Druck der Straße zu organisieren, den sie für ihre rassistischen Gesetze gebraucht haben.

Wie kann man dem asylfeindlichen und rassistischen Diskurs am besten begegnen? Dieser scheint stark verankert zu sein und wird auch medial kaum mehr hinterfragt.

Es gibt eine Polarisierung in diesem Land. Viele sind zutiefst von dem rassistischen Diskurs geprägt, es gibt aber auch eine wachsende Zahl von Menschen, die Gegenposition bezieht und die bereit ist, dafür auf die Straße zu gehen. Natürlich kann es bei der nächsten Wahl einen neuerlichen massiven Rechtsruck mit einem Bundeskanzler Strache und einer blau-schwarzen Koalition geben. Wir werden aber auch dafür gerüstet sein.

Man hat fast den Eindruck, je größer die Herausforderung, desto mehr Motivation ziehst Du daraus.

Ich hab mein ganzes Leben dem politischen Kampf gewidmet und es ist tatsächlich so: Jede neue Herausforderung macht mich wieder jung und gibt mir Mut zum Kampf.

Im April 2012

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn man als idealistisches einfaches Parteimitglied von der Mehrheit der Nichtwähler bereits auf der Straße mit unbewiesenen Verdächtigungen verfolgt und mit Fragen behelligt wird, ob man auch schon geschmiert worden ist. Sogar der Kommerzienrat Schwarzschanerl ist sauer auf seine Partei. „Julius Raab, schau oba!“, schluchzt er vor sich hin. Nach einigen Getränken wird er aggressiver und wettet gegen den „Telekommunismus“, der die Leistungsträger aussaugt und dann alle Parteien finanziell bedient. Zur Not könnte er sogar damit leben, wenn nicht in seiner Partei ausschließlich die, wie er sagt, „Bolschewiken vom ÖAAB“ davon profitiert hätten. „Da stinkt es gewaltig!“, schreit er. Worauf der Genosse Rotlauf scheinheilig fragt: „Du Armer! Vielleicht nach Ammoniak?“ – und verschluckt dabei ein „m“. Dann zuckt der Kommerzienrat oft aus und weint alten Zeiten nach: „1987 hat das Journalistenxindl noch unseren Außenminister Alois Mock publizistisch hingerichtet, weil er bei einem Staatsbesuch in Jordanien mit Polo-Shirt und kurzer Hose aufgetreten ist. Also einer Kleidung, wo man sich die Taschen nicht mit Geld vollstopfen kann, das man über die Grenze zur Veranlagung bringen soll. Aber vielleicht hat der Mock ja gar nicht die richtige Schwiegermama für so etwas gehabt!“

Beim Thema „Journalistenxindl“, das eventuelles individuelles Fehlverhalten regelmäßig zu einem Parteiskandal aufbläst, waren wir uns alle einig: „Die Trotteln sollen die Goschen halten!“ Die Schmierfinke von „Heute“, „Österreich“ und „Kurier“ haben sich ja seitenlang darüber erregt, dass eine „Sex-Schule“ eröffnet werden soll. Dabei war das ein Schmäh von einer der Jungen Industrie nahestehenden Aktionsgruppe, die auch schon Kafkas Roman „Das Schloss“ verunstaltet hat. „Das wird denen nicht schmerzlich sein“, mutmaßt der Herr Grünlinger und moniert, dass die Industrie, auf die er eh einen Pick hat, sich besser um zukunftsfrüchtige Produkte kümmern soll, am besten im ökologischen Bereich.

In Deutschland hat ja die journalistische Jagdgesellschaft sogar einen Bundespräsidenten zum Rücktritt gezwungen. Aus der Tatsache, dass er ein paar Mal Urlaub bei Freunden gemacht hat, wurde gleich auf Korruption geschlossen. Ich bitte, „Urlaub bei Freunden“ ist das offizielle Motto der Kärntner Tourismuswirtschaft. „Na eben!“, hat der Genosse Rotlauf gesagt und gleich den Namen Uwe Scheuch ins Spiel gebracht. Und die Hypo Alpe Adria. Und die ganzen Kärntner, die da beim Untersuchungsausschuss antreten und überhaupt nichts wissen, beziehungsweise nie etwas gewusst haben.

Überhaupt ist viel los gewesen in den letzten Monaten. Die USA haben den Irak-Krieg offiziell für beendet erklärt. Inter-

essant wäre zu wissen, ob die Iraker das genauso sehen. Weil wir gerade beim Thema Militär sind: Das Bundesheer hat den Assistenzeinsatz an der Grenze im Burgenland beendet – mit fürchterlichen Folgen: die ersten Wirtshäuser klagen über enormen Geschäftsrückgang und fürchten sich vor einem Konkurs. Dann war kurz die Rede davon, Gefängnisinsassen als Systemerhalter beim Bundesheer zu beschäftigen, aber das wollten sie dann doch nicht. Gestorben ist auch viel geworden: Erst der tschechische Ex-Präsident Václav Havel, in Wien mit 100 der Leopold Hawelka, in Nordkorea der Diktator Kim Jong-il und auch der Jopi Heesters geht nicht mehr ins Maxim. Gestorben ist auch die Idee, einen roten Yuppie mit richtigem Familienhintergrund im ORF als Büroleiter vom Wrabetz zu installieren. Da sind sogar die Privilegienritter vom ORF zu Wutbürgern geworden. Davon haben die Zeitungen und das Kabarett mehrere Wochen lang gelebt.

Wirklich ins Herz getroffen aber hat das den Genossen Rotlauf. „Wir müssen im Wirtshaus den Schädel hinhalten für die schlechte Politik unserer Oberen, aber die guten Jobs sind für die richtigen Söhne und Töchter reserviert! Nomenklatura! Feudalismus! Nepotismus! Lauter Belinker, die Parteigranden!“, wütet er und droht seine Sammlung von historischen 1.-Mai-Abzeichen wegzuschmeißen. Und das Bild vom Victor Adler in den Keller zu verräumen. Und reimt ein bisschen patschert: „Niko-Schnösel, blöder Esel!“ Als er gehört hat, dass bei der Verkehrsministerin Bures eingebrochen worden ist, hat er von sich aus ein Alibi angeboten, dann aber vom „Zorn der Basis“ gesprochen.

Der Kamerad Brauntresch hat am meisten mit dem Rotz zu raufen. Erst hat ein Bodyguard vom H.C. einen Banker zusammengeschlagen, weil der den Parteiohmann mit Wurstsemmeln beworfen hat. „Der wird den Strache halt mit dem Kommissar Rex verwechselt haben!“, hat der Grünlinger geätzt. Dann hat der Strache beim Korporationsball sich und die Seinen als „neue Juden“ bezeichnet. Da hat der Brauntresch überlegt, ins Lager der Nichtwähler überzuwechseln, weil er „zu sowas nicht dazugehören will“. Dann hat der Bundespräsident dem Strache einen Orden verweigert, aber wenigstens seinen VIP-Pass darf der FPÖ-Obmann behalten, aber nicht herzeigen, wenn er wieder einmal in einer Lederhose auftritt.

Für uns war es ja nur eine Kleinigkeit, aber den Kommerzienrat hat die Meldung elektrisiert, dass die katholische Kirche eine Kirche verkaufen will. „Das ist es! Das ist es! Sofort kaufen! Sofort kaufen!“, hat er geschrien. „Da kann es aus historischen Gründen kein Problem mit der Sonntagsöffnung geben!“ Wir haben versprechen müssen, vorbeizukommen, wenn es soweit ist.

Ein Kämpfer für das Recht

Laudatio zur Verleihung des Dr.-Josko-Tischler-Preises an Rudi Vouk für seine vorbildliche aufrechte Haltung und konsequente Sorge für die Rechte der Kärntner SlowenInnen

Recht ist eine Summe toter Buchstaben, solange nicht die Betroffenen bereit sind, darum zu kämpfen. Der Kampf um das Recht ist die eigentliche Wirklichkeit des Rechts. Diesen Gedanken hat vor mehr als hundert Jahren der große Jurist Rudolf von Jhering in einem berühmt gewordenen Vortrag vor dem faszinierten Publikum der Wiener Juristischen Gesellschaft entfaltet. Die Bestimmung des Artikels 7 des Wiener Staatsvertrages über zweisprachige topografische Aufschriften war weitgehend totes Recht, bis sie durch den Kampf Rudi Vouks zu Leben erweckt wurde. Ich kenne niemanden, der Rudolf von Jhering mehr zu seinem Vortrag hätte inspirieren können als Rudi Vouk.

Als Rudi Vouk am 12. Oktober 1994 sein Auto mit 65 km/h durch das Ortsgebiet der Gemeinde St. Kanzian lenkte und diese Verwaltungsübertretung der zuständigen Bezirkshauptmannschaft anzeigte, hat er österreichische Rechtsgeschichte geschrieben. Er hat sich damit auf einen Weg begeben, dessen Erfolgsaussichten alles andere als sicher waren. Es folgte denn auch ein langer Marsch durch die Instanzen. (...)

Um die Jahreswende 2001/02 hielt Rudi Vouk endlich jene Entscheidung des VfGH in Händen, mit dem die mangelnde Zweisprachigkeit der Ortstafeln von St. Kanzian erkannt und deren Rechtsgrundlagen als gesetz- und verfassungswidrig aufgehoben wurden. (...) Er ahnte damals wohl kaum, was ihm noch bevorstehen würde, bevor diese Erkenntnis auch tatsächlich Realität wurde. Mit immer neuen Tricks versuchten die Kärntner Landesorgane diese und die vielen weiteren von Vouk erkämpften Entscheidungen des VfGH zu umgehen oder ihre Umsetzung zu verhindern. Es war dies der so genannte „Ortstafelkonflikt“ – ein Ausdruck, der die Tatsachen eher verniedlicht, weil er eine Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit der Konfliktpartner

suggeriert, die in Wahrheit nicht gegeben war. Machtloses Recht stand der politischen Macht gegenüber. Auch der Bund zeigte keine große Bereitschaft, die ihm zur Verfügung stehenden Instrumente zur Durchsetzung der Erkenntnisse des VfGH einzusetzen. Hier nicht aufgegeben, sondern mit Beharrlichkeit seinen Rechtsstandpunkt immer wieder aufs Neue verfolgt zu haben, ist eine Leistung, für die Rudi Vouk den Dank und die Anerkennung aller Österreicher verdient, denen der Rechtsstaat mehr als ein Schlagwort oder eine hohle Phrase bedeutet.

Ich bin, wenn ich die Einladung richtig verstanden habe, zu dieser Feier, die für eine bedeutende Persönlichkeit der slowenischen Volksgruppe veranstaltet wird, als Vertreter der Mehrheitsbevölkerung Österreichs eingeladen worden. In der Tat schulden alle Österreicher Rudi Vouk Respekt, Anerkennung und Dank.

Am 6. Juli des vergangenen Jahres wurde schließlich im Nationalrat jene Novelle zum Volksgruppengesetz beschlossen, die in der Öffentlichkeit unter der Bezeichnung „Ortstafellösung“ firmiert.

Gewiss stellt sie einen großen Fortschritt dar gegenüber der Rechtslage vom 12. Oktober 1994, als Rudi Vouk seinen Kampf ums Recht begann – ein Fortschritt, der allein seinem Einsatz und seiner Ausdauer zu verdanken ist. Die neue Regelung basiert auf einem Bevölkerungsanteil der jeweiligen Volksgruppe von 17,5 Prozent, und schon diese Zahl belegt die Kleinlichkeit der Lösung, musste doch offensichtlich um jedes Zehntelprozent gefeilscht werden. Sie ist aber vor allem enttäuschend, wenn man sie an der 10 Prozent-Klausel misst, die Vouk vor dem VfGH erkämpfte. Sie steht allerdings nunmehr in Verfassungsrang und ist daher kaum mehr rechtlich anfechtbar. Aber ich will der Phantasie Rudi Vouks nicht vorgreifen. Wer hätte ihm 1994 einen

Erfolg zu prophezeien gewagt? (...)

Rudi Vouk ist als „Raser“ und „Rechtsbrecher“ beschimpft worden. Diese Anschuldigungen klingen absurd, wenn sie von einer Seite kommen, die das Recht in viel grundsätzlicherer Weise in Frage gestellt und Österreich an den „Rand des Rechtsstaates“ herangeführt hat (wie das der Präsident des Verwaltungsgerichtshofs Clemens Jabloner einmal formulierte) oder eigentlich schon darüber hinaus. (...)

Was Rudi Vouk getan hat, waren Akte eines zivilen Widerstandes, die nicht gesetzmäßig, aber in einem Rechtsstaat legitim sind, weil sie auf viel gravierendere Lücken des Rechts aufmerksam machen und letztlich dem Rechtsstaat zum Durchbruch verhelfen. Ohne diese Zivilcourage wäre die Verfassungsbestimmung des Artikels 7 des Wiener Staatsvertrages noch heute weitgehend totes Recht – von der gefährlichen Missachtung des Rechtsstaates durch hochrangige staatliche Funktionäre, die Rudi Vouk durch dieses Verhalten aufgedeckt hat, ganz zu schweigen.

Ich wiederhole mich daher: Alle Österreicher, denen die Durchsetzung des Rechts etwas bedeutet, alle Österreicher, denen außerdem das verfassungsgesetzliche Bekenntnis der Republik „zu ihrer gewachsenen sprachlichen und kulturellen Vielfalt, wie sie in den autochthonen Volksgruppen zum Ausdruck kommt“ (Artikel 8, Absatz 2 der Bundesverfassung), keine hohle Phrase ist – kurz: alle Österreicher, denen Verfassungsstaatlichkeit und Rechtsstaatlichkeit ein Anliegen sind, und es sind das, meine ich, nicht so wenige –, haben daher allen Grund, Rudi Vouk für seinen Einsatz zu

Es handelt sich bei diesem Text um die gekürzte Fassung der Laudatio von Theodor Öhlinger, emeritierter Professor des Instituts für Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Wien.



Bis an die Grenzen

Fabien Didier Yenes Chronik einer Migration

Seit Jahren berichten Medien über die katastrophale Situation afrikanischer Migrant_innen, die unter äußerst strapaziösen Bedingungen durch die Sahara und über das Mittelmeer reisen. Wenn es darum geht, diese Migrationsgeschichten zu erzählen, kommen meistens Journalist_innen, selten Migrant_innen selbst zu Wort. Mit seinem Buch *Bis an die Grenzen* wollte Fabien Didier Yene dies ändern.



Fabien Didier Yene

Der Autor kommt ursprünglich aus Kamerun und lebt heute in Marokko. In seinem Buch erzählt Yene die Geschichte dieser Migration, die mehrere Jahre dauert und ihn durch das subsaharische Afrika, die Sahara und den Maghreb führt. Während dieser beschwerlichen, gefährlichen und oftmals traumatisierenden Reise durchquert Yene Nigeria, Niger, den Tschad, Libyen und Algerien. Mittellos und ohne Papiere ist er ständig darauf angewiesen, sich Unbekannten schutzlos auszuliefern. Von den damit verbundenen Grenzgängen, Grenzverletzungen und Grenzüberschreitungen handelt *Bis an die Grenzen*.

Es sei ihm auch ganz wesentlich darum gegangen, ein Stück afrikanische Geschichte zu dokumentieren, meinte Yene bei einer Lesung Anfang November 2011 in Wien. Aus der Sicht afrikanischer Migrant_innen – nicht aus der Sicht europäischer Journalist_innen.

Melanie Romstorfer hat für Radio Stimme mit Fabien Didier Yene gesprochen.

An einer Stelle in Deinem Buch beschreibst Du, wie ein Senegalese im Meer ertrinkt, ohne Hilfe von der spanischen Guardia Civil zu bekommen. Du erwähnst auch, dass es sich dabei nicht um einen Einzelfall handelt. Werden diese Fälle dokumentiert und gibt es Anlaufstellen in Marokko, an die sich Migrant_innen wenden können, wenn sie Zeug_innen solcher Verbrechen werden?

Diese Fälle werden nur dokumentiert, wenn engagierte Personen darauf aufmerksam machen. In europäischen Medien werden die Grenzbeamten meist als Retter_innen dargestellt. Kommt eigentlich niemandem in den Sinn, dass die spanische Guardia Civil für das Ertrinken der

Migrant_innen im Mittelmeer verantwortlich sein könnte? Ich verstecke mich nicht und bin bereit offen zu berichten, was passiert. Wichtig ist mir dabei jedoch auch die Frage, wer diese Gewalt unterstützt und dafür verantwortlich ist. Der politische Wille, diese Gewalt zu verhindern und die Verantwortlichen zu bestrafen, fehlt aber meistens.

In Deinem Buch beschreibst Du auch, wie sich Migrant_innen 2005 organisieren und in einer koordinierten Aktion versuchen, die Grenzzäune zu Ceuta und Melilla zu überwinden. Wie werden politische Aktivitäten wie zum Beispiel dieser organisiert?

Diese Menschen sitzen alle aus dem selben Grund in Marokko

fest: Sie möchten die Grenze nach Europa überqueren. Zudem sind sie aus der Gesellschaft ausgeschlossen und haben keinerlei Rechte. Die Migrant_innen haben daher keine andere Wahl, als sich selbst eine Ordnung zu schaffen: Sie müssen ein eigenes System bilden, um das durchzuhalten und überleben zu können.

Ich habe bei der Organisation dieser Aktivitäten mitgewirkt. Es sind Intellektuelle, die da in den Wäldern überlegen, beobachten und versuchen ihre Pläne umzusetzen, so wie es andere an ihrer Stelle auch tun würden.

Hat sich die Situation durch die Ereignisse 2005 verändert?

Die Situation hat sich geändert, weil vierzehn Migrant_innen an der Grenze ums Leben ka-

men und die Medien darüber berichteten. Die Welt hat also erfahren, was hier passiert. Das hat ganz plötzlich zu einer Sichtbarkeit jener Menschen geführt, die in den marokkanischen Wäldern leben und davor für die Weltöffentlichkeit unsichtbar waren.

Und obwohl Marokko ganz klar zu diesen Repressionen angewiesen worden war, haben sich die europäischen Länder dann distanziert und jede Verantwortung für die Misshandlungen und auch für die Abschiebungen in die Wüste abgestritten.

Du bist in Marokko politisch aktiv. Setzen sich NGOs für Migrant_innen ein?

Es gibt einzelne Personen und auch NGOs, die etwas an der

Situation der Migrant_innen ändern möchten, aber das Problem liegt bei der marokkanischen Politik. Diejenigen, die sich engagieren wollen, haben nicht die Freiheit, dies zu tun. Auf diese NGOs wird Druck ausgeübt. Das marokkanische Königreich ist ein unfreies Land, Aktionen und Nachforschungen können nicht ungehindert und frei durchgeführt werden, Migrant_innen stehen unter ständiger Beobachtung. Das alles macht es sehr schwierig, Missstände aufzudecken und das Regime zu kritisieren.

Es gibt einige NGOs, die es dennoch versuchen. „Ärzte ohne Grenzen“ veröffentlicht z. B. Berichte zur Situation. Die antirassistische Bewegung der Migrant_innen selbst versucht immer wieder sich zu organisieren und Ungerechtigkeiten aufzuzeigen, und die marokkanische Vereinigung für Menschenrechte meldet sich ebenfalls immer wieder zu Wort. Gleichzeitig geben einige Organisationen nur vor, sich für Migrant_innen einzusetzen um EU-Gelder zu bekommen, kümmern

sich im Endeffekt jedoch nicht um deren Anliegen.

Wie funktioniert politische Arbeit und Aktivismus in einer illegalisierten Situation?

Wir versuchen, mit dem Risiko umzugehen, das durch diese unsichere Situation entsteht. Wir arbeiten mit den vorhandenen Organisationen zusammen. Das Problem ist, dass wir nicht unabhängig arbeiten können. Daher sind wir gezwungen, der Logik der vorhandenen Strukturen zu folgen, auch wenn das nicht immer der Weg ist, den wir uns wünschen. Aber teilweise gelingt es nur mit Hilfe dieser Strukturen, etwas zu unternehmen.

Es ist anstrengend, sich in dieser illegalisierten Situation zu befinden – unter anderem auch, weil wir keine ausreichenden Methoden für die Organisation politischer Aktionen zur Verfügung haben. Deshalb fordere ich die Migrant_innen auch dazu auf, sich mit ihrem Protest an ihre diplomatischen

Vertretungen in Marokko zu wenden. Immerhin sind sie für ihre Staatsangehörigen zuständig und können manchmal auf dieser Ebene helfen. Weil ich auf diese Art Druck auf Botschafter_innen der afrikanischen Staaten ausübe, betrachten diese mich häufig als Provokateur, der die Migrant_innen anstachelt.

Du hast mittlerweile auch ein Netzwerk aufgebaut. Welche Bedeutung hat Vernetzung für Deine Arbeit?

Die Zusammenarbeit mit anderen NGOs ist sehr wichtig für unsere Arbeit. Wir brauchen heute aber auch andere Partner_innen, wie zum Beispiel die österreichischen Grünen, die sich für mein Visum eingesetzt haben. Und auch Einzelpersonen wie der Aktivist vom Europäischen BürgerInnenforum Dieter Behr, mit dem ich Informationen über die Situation in Österreich, Deutschland, Marokko und Kamerun austausche. Wir sind auch in unterschiedliche Aktionen involviert, waren am Weltsozialforum in Dakar und nehmen

gemeinsam an der Charta der Migrant_innen teil. Die Karawane von Marokko nach Dakar, die Student_innen, Europäer_innen, Afrikaner_innen und Migrant_innen zusammenbrachte, habe ich größtenteils alleine organisiert.

Es war unglaublich toll, diese Interkulturalität zu sehen und darauf aufmerksam machen zu können, dass wir eine andere Sicht auf die Dinge entwickeln müssen. Das war eine unglaubliche Erfahrung.

Zeigen diese Aktionen Auswirkungen?

Ja, es gibt schon auch Erfolge. Das Marokko von 2011 ist nicht mehr das Marokko von 2003. Allerdings verändert sich die Situation nur sehr langsam. 2003 wurde ich jeden Tag aufgehalten und kontrolliert, heute habe ich eine Aufenthaltsgenehmigung. Das erlaubt mir auch, einiges zu kritisieren und aufzuzeigen. Mein Ziel ist es, meine Arbeit für die Rechte der subsaharischen Migrant_innen in Marokko fortzusetzen.

Fabien Didier Yenes Buch „Bis an die Grenzen“ wurde von Beatriz Graf aus dem Französischen übersetzt und ist im Drava Verlag/Založba Drava erhältlich. Das Interview entstand im November 2011, als sich der Autor für eine von der Grünen Bildungswerkstatt Minderheiten in Kooperation mit dem Drava Verlag/Založba Drava organisierten Lesereise in Österreich aufhielt.

Die Sendung mit dem gesamten Interview und einer Buchrezension zum Nachhören unter: <http://cba.fro.at/52097>



das politische magazin
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at

- | Wien | Orange 94.0 |
|-------------------|----------------------------|
| Innsbruck | FREIRAD |
| Graz | Radio Helsinki |
| Kärnten / Koroška | Radio AGORA |
| Bludenz | Radio Proton |
| Salzburg | Radiofabrik |
| Linz | Radio FRO |
| Salzkammergut | Freies Radio Salzkammergut |
| Kremstal | Freies Radio B138 |
| Berlin | Radio Alex |

Herr Groll im Schatten der Karawanken

Ermittlungen in Kärnten

Vorabdruck aus dem neuen Roman von Erwin Riess

Prolog

Österreich nennt sich Alpenrepublik, ich bin ein Kind des Tieflands. Schon auf niederen Almen falle ich wegen Sauerstoffmangels in Ohnmacht. Bei Seilbahnen komme ich über die Talstation nicht hinaus, auf Passstraßen mache ich vor der Mautstelle kehrt. Die stolzen Dreitausender sind für mich unerschbar.

Weil auch ich meinen Stolz habe, zog ich aus dieser Einschränkung die einzig richtige Schlussfolgerung: Als Mann der niederen Stände tue ich gut daran, in den wenigen Enklaven der Republik zu verharren, in denen menschliches Leben nicht von Lawinen bedroht ist.

Ich hätte eine Idiosynkrasie gegen das Alpine, meint der Dozent. Das sei angesichts meiner rollenden Fortbewegung zwar verständlich, er gebe aber zu bedenken, dass das Alpine recht eigentlich das Österreichische ausmache, und erwähnte, dass selbst Franz Schubert, ein Flachländer par excellence, 1825 in die Tauern vorgedrungen war. Karl Kraus habe sich von seiner geliebten Sidonie auf den Semmering chauffieren lassen, und Arnold Schönberg habe jahrelang im zerklüfteten Salzkammergut zur Sommerfrische gewelt. Als der Dozent dann noch von einem Komponisten erzählte, der ein musikalisches „Reisebuch aus den österreichischen Alpen“ herausgegeben hatte, ersuchte ich ihn, die Tugend des Schweigens nicht hinter die Schwäche des Plapperns zu reihen.

Dass ich selbst bei der sprachlichen Anwesenheit von Bergen die Contenance verliere, sei nicht ungewöhnlich, entgegnete daraufhin der Dozent, diese Idiosynkrasie sei bei Menschen mit einem pannonschen Gemüt die Regel.

Der Dozent irrt: Ich habe kein Gemüt. Kein österreichisches und auch kein pannonsches. Wo andere

ein Gemüt haben mögen, dehnt sich bei mir ein schwarzes Loch. Schon beim ersten Anflug von Idiosynkrasien greife ich zu hochdosierten Antibiotika. Die strikte Einhaltung der Tausendmeter-Höhenregel und die umsichtige Medikation bescheren mir ein leidliches Auskommen im östlichen Tiefland.

Als der wilde Eugen mich zu seiner Hochzeit nach Hermagor einlud, fand ich mich in einem unlösbaren Widerspruch gefangen. Einerseits hätte ich an seinem Festtag gern teilgenommen, denn ich mochte den verrückten Bub mit seinem vier-rädrigen Motorrad sehr. Andererseits musste man, um von Wien ins Gailtal zu kommen, mehrere Gebirge überqueren, die die Tausend-Meter-Höhenschichtlinie deutlich überragen. Eine Reise nach Kärnten kam für mich einer Expedition ins Hochalpine gleich; was für andere ein Ausflug in den Süden sein mag, bedeutete für mich eine Fahrt ins Nirwana.

Wie immer vor schwierigen Fragen setzte ich auf den Zufall. Vielleicht würde ich vor Eugens Hochzeit einem verseuchten Heurigenbuffet zum Opfer fallen; vielleicht würde Mister Giordano, mein väterlicher Verleger, mich zu einer Aussprache nach New York bitten – mit einem Linienschiff, versteht sich; vielleicht würde die Donau ein Jahrhunderthochwasser erleben, das die Brücken unpassierbar macht. Und ohne das Passieren von Brücken kommt ein Floridsdorfer nicht nach Kärnten. Das war schon bei Franz Jonas so, der 1919 von Floridsdorf aus in den Kärntner Abwehrkampf zog.

Schließlich war es der Dozent, der eine Entscheidung erzwang. Er lud mich ein, ihn als Sekretär und Fahrer an den Wörthersee zu begleiten. Er habe dort in einer dringenden Familienangelegenheit zu tun, Spesenersatz und ein angemessenes Honorar brauchten nicht eigens erwähnt werden.

Die Sekretärsstelle reizte mich. Seit meine Freundin den Heurigendienst und ihre freischaffende Nebenbeschäftigung quittiert hatte, waren auch meine Einnahmen einer krisenhaften Entwicklung ausgesetzt. Sowohl bei der Geschäftsanbahnung als auch bei der Honorarentreibung hatte ich mein Bestes gegeben, die Kundenkartei führte ich so gewissenhaft wie die Europäische Zentralbank die Konten ihrer Gläubiger. Anitas plötzliches Verschwinden konfrontierte mich schlagartig mit einer massiven Überschuldung. Eine Ratingagentur hätte

Nicht nur die Menschheitsverbrechen der alten Kärntner SS-ler sorgten in der zivilisierten Welt für Abscheu, schrieb ich, auch die Fortführung des nazistischen Todestriebes auf dem Gebiet der Ökonomie, wie die Jungen sie anhand irrwitziger Finanzgeschäfte und eines de facto Bankrotts auf Kosten des Gesamtstaates vorexerzierten, führe bei europäischen Beobachtern zu ungläubigem Kopfschütteln.

mir nicht einmal Ramschstatus eingeräumt.

So etwas verkraftet nicht jeder. (...)

Schließlich bat ich Mister Giordano, in seinem New Yorker „*Wheeling Courier*“ einen Expeditionsbericht zu veröffentlichen. Jede kalifornische Dentistin sei schon auf den Osterinseln zum Barbecue gewesen, jeder New Yorker Psychoanalytiker fahre übers Wochenende nach Tibet zum Trekking und jeder Rollstuhlfahrer aus Memphis, Tennessee, der auf sich halte, habe den Kilimandscharo auf eigenen Rädern bezwungen, schrieb ich. Aber einen Abenteuerbericht aus dem letzten politischen Jurassic Park Europas, der braunen Alpenfestung Kärnten, einer lebensfeindlichen Hochgebirgsregion, in der schneegleißende Felsnadeln ihre drohenden Schatten auf niemals auftauende Seen werfen und in der die letzte autochthone nationalsozialistische Volksgruppe und ihr entsprechende politische Verhältnisse sich bis zum heutigen Tag nicht nur konservieren, sondern in der zweiten und dritten Generation fortsetzen, habe sonst niemand zu bieten.

Nicht nur die Menschheitsverbrechen der alten Kärntner SS-ler sorgten in der zivilisierten Welt für Abscheu, schrieb ich, auch die Fortführung des nazistischen Todestriebes auf dem Gebiet der Ökonomie, wie die Jungen sie anhand irrwitziger Finanzgeschäfte und eines de facto Bankrotts auf Kosten des Gesamtstaates vorexerzierten, führe bei europäischen Beobachtern zu ungläubigem Kopfschütteln.

Ich stimmte Giordano also darauf ein, dass die Reise schwierig und gefährlich sein würde. Dementsprechend seien meine Honorarforderungen nicht eben gering. Es bestehe aber die Möglichkeit, die Texte später in einem Buch zusammenzufassen, was ordentlich Geld bringen würde. Dies alles unter der Voraussetzung, dass ich die Expedition ins Land der Karawanken überleben sollte.



Den wahren Zweck meiner Reise: die Hochzeitsfeier meines Freundes Prinz Eugen aus Hermagor und eine historische Recherche in der Familie des Dozenten, verschwieg ich. Er erschien mir zuwenig spektakulär. Wie sich später zeigen sollte, war das nur der erste Fehler einer an Fehlern reichen Mission.

Herr Groll im Schatten der Karawanken.
Ermittlungen in Kärnten.

Von Erwin Riess.

Salzburg: Otto Müller Verlag 2012.

300 Seiten, EUR 21,-

ISBN: 978-3-7013-1192-7

Lesungen:

06.04.2012 Stadtwerkstatt, Linz

20.04.2012 IKUC, Klagenfurt

26.04.2012 Alte Schmiede, Wien

03.05.2012 Literaturhaus Wien

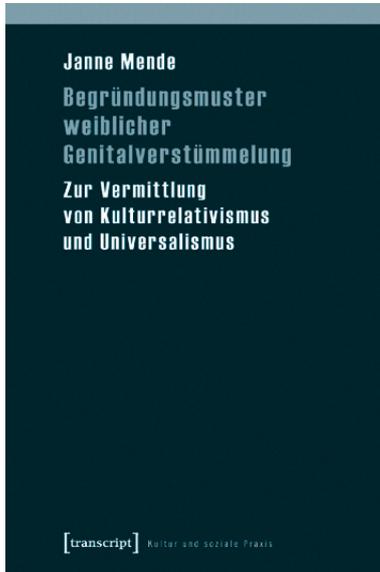
08.05.2012 Klub Slowenischer

Studenten, Wien

jeweils 19 Uhr

Alle Veranstaltungsorte sind
barrierefrei erreichbar!

Kulturrelativismus versus Universalismus



Begründungsmuster weiblicher Genitalverstümmelung. Zur Vermittlung von Kulturrelativismus und Universalismus. Von Janne Mende. Bielefeld: transcript Verlag 2011. 212 Seiten, EUR 28,80 ISBN 978-3-8376-1911-9

Weltweit gibt es ca. 100 bis 140 Millionen Mädchen und Frauen, die mit den Konsequenzen von FGM leben müssen – etwa 92 Millionen davon leben in Afrika. Es gibt verschiedene Formen von FGM: Die Klitoris oder Teile der Klitoris werden entfernt, Klitoris und Schamlippen werden ganz oder teilweise entfernt, bei einer weiteren Form wird nach dem Entfernen die Vagina zusammengeheftet und nur eine kleine Öffnung gelassen. Der historische Ursprung von FGM ist bisher nicht ausreichend erforscht bzw. in den Sozialwissenschaften umstritten.

Kulturrelativismus und Universalismus behandeln jeweils zwei konträre Positionen, welche Janne Mende in ihrer Publikation in Bezug auf FGM (Female Genital Mutilation, Genitalverstümmelung/-beschneidung) zusammenfasst, um das Phänomen, das mindestens ebenso kontrovers diskutiert wird, vielseitig zu betrachten. Zum Verständnis beider Theorien erörtert die Autorin im ersten Teil des Buches ihre Entstehung sowie Bedeutung und setzt sich mit verschiedenen Kulturbegriffen auseinander.

Den Protesten der Universalisten gegen den Kult der Beschneidung stehen diametral die Argumentationen der Kulturrelativisten gegenüber, die in FGM einen Bestandteil der eigenen Kultur sehen. Kann und soll ein Recht auf Kultur alle

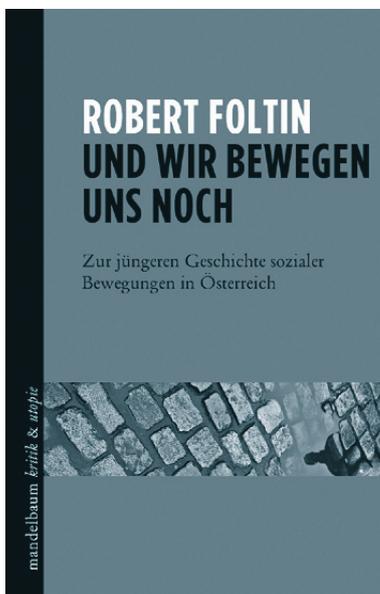
Praxen einschließen, die Leiden erzeugen? Sind diese kulturellen Praktiken als Kulturgut besonders schützenswert oder verstoßen sie gegen Menschenrechte? Ist der eurozentrische Blick von Außen auf nicht-westlich geprägte Gesellschaften angebracht, oder soll eine Praxis, die in den ausführenden Gesellschaften hohe Bedeutung hat, respektiert werden?

Die Autorin zeigt deutlich, dass Einseitigkeit – ein extremer Kulturrelativismus oder ein abstrakter Universalismus – zu keiner Lösung führt, wenn beispielsweise das Aufzählen von körperlichen und psychischen Schädigungen die gesellschaftliche Funktion des Rituals nicht berücksichtigt, oder umgekehrt die Anerkennung funktionaler Aspekte das Leiden ignoriert.

Mende untersucht die kontroversen Debatten an vier zentralen Perspektiven: die gegenkoloniale, gesundheitliche, kulturelle Rechte und die Perspektive des freien Willens. Weiters geht sie ausführlich auf gesellschaftliche, politische, soziale und strukturelle Begründungsmuster ein, wodurch FGM legitimiert wird: Tradition, Religion, Distinktionsmerkmal, Sexualität, Patriarchat, Heiratsfähigkeit und Übergangsritus. Diese weisen ein gemeinsames Merkmal auf, denn sie dienen der Herstellung von Identität.

Zusammengefasst ein dichtes Werk, das eine kulturelle Praxis aus unterschiedlichsten Perspektiven eingehend analysiert.

Petra M. Springer



Und wir bewegen uns noch. Zur jüngeren Geschichte sozialer Bewegungen in Österreich. Von Robert Foltin. Wien: Mandelbaum Verlag 2011. 288 Seiten, EUR 15,- ISBN: 978-3-85476-602-5

Von der Umwälzung alltäglicher Verhältnisse

Robert Foltin erzählt in seinem neuen Buch „Und wir bewegen uns noch“ von gesellschaftlichen Kämpfen und hoffnungsvollen Aufbrüchen, ausgelöst durch soziale Bewegungen der vergangenen zehn Jahre in Österreich. Wie schon in seinem Vorgängerbuch über die Geschichte sozialer Bewegungen im Österreich der Zweiten Republik widmet sich Foltin den gesellschaftlichen Bewegungen, die es normalerweise nicht oder kaum in die dominante Medienberichterstattung schaffen und daher allzu schnell vergessen werden.

Die Geschichte dieses Buches nimmt ihren Ausgangspunkt zwar in Österreich, konkret in der „unibrennt-Bewegung“ der Studierenden im Jahr 2009, in der Beschreibung sozialer Kämpfe überschreitet der Autor jedoch immer wieder die nationalen Grenzen. Ein verstärkter Internationalismus kennzeichnet denn auch soziale Bewegungen seit 2000, so Foltin.

Als Beispiele beschreibt der Autor nicht nur die Kämpfe der Studierenden, sondern auch antirassistische Initiativen oder die Hausbesetzungs-Bewegung. Die internationalen Vernetzungen aufzuzeigen ist ein wichtiges und letztlich auch gelungenes Anliegen des Buches. Die vielfältigen

Anregungen und Bezugnahmen zwischen verschiedenen sozialen Bewegungen versucht Foltin mit dem Begriff der „Resonanzen“ zu fassen: „Gemeint ist damit, dass andere Ereignisse auch medial beobachtet werden, deren Aktionsformen angenommen werden, wie etwa Besetzungen, die Bewegung jedoch an eigenen Problemen und Verhältnissen ansetzt.“ [S. 91] Als Beispiel nennt er etwa die Ereignisse rund um den „Arabischen Frühling“.

Die im Buch beschriebenen Kämpfe wertet Foltin unter anderem als Ausdruck für eine Suche nach einem Ausweg aus dem Kapitalismus und der „Krise der Demokratie“ bzw. der Er kämpfung demokratischer Verhältnisse.

Die Lektüre ermöglicht insgesamt einen wertvollen Überblick über Diskussionen und Kämpfe in linken, emanzipatorischen Zusammenhängen der vergangenen zehn Jahre und bietet daher auch Anregungen für emanzipatorisches Handeln. Denn, so der Autor am Schluss, „die Revolution muss jetzt beginnen – in der Umwälzung der alltäglichen Verhältnisse“.

Dass diese Umwälzungen im Großen wie im Kleinen auch Eingang in die Geschichtsschreibung finden und nicht in Vergessenheit geraten, ist wichtig; nicht zuletzt als Inspiration für zukünftige Diskussionen und Kämpfe.

Vida Bakondy

Herrschaftskritik aus queerer Perspektive

Worin liegt das politische Potential von queeren Theorien und aktivistischen Praktiken in Zeiten neoliberaler Umstrukturierung, in denen Sexualität und Geschlecht in „westlichen“ Demokratien scheinbar immer weniger Bedeutung zukommt, wenn es um gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse geht? Welchen Wert hat es noch, die Annahme einer gemeinsamen Identität als Ausgangspunkt emanzipatorischer Kämpfe zu kritisieren, wenn normabweichende Differenzen zunehmend positiv bewertet und im Sinne flexibilisierter individueller Lebensentwürfe offenbar nahezu reibungslos in gesellschaftliche Normvorstellungen integriert werden?

Die widersprüchliche und komplexe Verschränkung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen besser fassen zu können, die nach wie vor nicht zuletzt auch entlang der Achsen der Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität soziale Ungleichheiten hervorbringen, ist eines der zentralen Anliegen des englischsprachigen Sammelbandes. Zu diesem Zwecke greifen die Autor_innen auf die Verknüpfung zweier zentraler – wenn auch bisher selten zusammengebrachter – Konzepte der Queer Theory zurück: Hegemonie und Heteronormativität.

Während Letztere Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit als zentrale gesellschaftliche Struk-

turprinzipien benennt, wird unter Hegemonie ein Typus von Herrschaft verstanden, der über die Herstellung eines gesellschaftlichen Konsenses bestehende Machtverhältnisse hervorbringt und stabilisiert.

Die Kombination beider Konzepte ermöglicht somit, tieferen Einblick in gegenwärtige Normierungs- und Normalisierungsprozesse von Körpern zu gewinnen, die nicht (ausschließlich) über Zwang, sondern vor allem über Zustimmung operieren. Genau hier setzen die Konzeptualisierungen des Politischen an, die immer auch mit einer Suche nach Möglichkeiten der Intervention verbunden sind. Dabei gehen die

einzelnen Beiträge auf unterschiedlichen Ebenen an die herausfordernde Thematik heran, befassen sich teils mit der Sichtbarmachung der ambivalenten Dynamiken konkreter sozio-kultureller Verhältnisse und Praktiken (Disability, BDSM, „Homo-Ehe“-Politiken), teils mit der Weiterentwicklung der Konzepte.

Damit liefert der Band nicht nur eine wichtige Bestandsaufnahme queer-theoretischer Herangehensweisen, sondern regt dazu an, das Augenmerk verstärkt auf Dissens, auf Offenheit und Unberechenbarkeit im Feld des Politischen zu legen.

Sushila Mesquita

Lebensnahe Theorie

Mit dem Sammelband „Intersektionalität revisited“ wird der kontrovers diskutierte Ansatz zur Analyse der Verwobenheit von Ungleichheitslagen neuerlich gewürdigt und einem differenzierten kritischen Blick unterzogen. Es handelt sich nicht um das erste Werk, das sich bereits im Titel eines erneuten Besuchs des Intersektionalitätskonzepts verschreibt. Dennoch unterscheidet es sich von einigen seiner Vorgängern darin, dass es kein rein theoriegeleitetes Unterfangen bleibt, sondern empirisch-analytische Perspektiven anhand einiger Forschungsarbeiten einbringt und damit anschaulicher macht, wie intersektionale Überlegungen methodisch umgesetzt werden können.

Das Buch basiert auf Erkenntnissen einer gleichnamigen Tagung in Wien Mitte Juni 2009. Die Organisatorinnen der Konferenz, die Ethnologinnen Sabine Hess, Nikola Langreiter und Elisabeth Timm gaben zwei Jahre später das Buch dazu heraus, das im Aufbau der Tagung gleicht, wenn auch nur die Hälfte der damals präsentierten empirischen Forschungsarbeiten Raum im Buch fand.

In der theoretisch-kritischen Reflexion der Theoriegeschichte wird der Anspruch erhoben, eine Genealogie der Intersektionalität im deutschsprachigen Raum zu erarbeiten. Hier kreisen die Debatten um die Frage der Nicht-/Anerkennung des Beitrags minorisierter Frauen zwischen „Verschweigen“ (Gutiérrez Rodríguez) und ihrer „gebetsmühlenartige Benennung“, wie von Lorey ausgeführt. Den theoretischen Beiträgen ist gemein, dass sie kaum Innovatives bieten, jedoch einen fundierten, wie sehr gut strukturierten Überblick über bisher publizierte Positionen und

leider nicht den deutschsprachigen, sondern fast ausschließlich den deutschen Diskurs nachzeichnen.

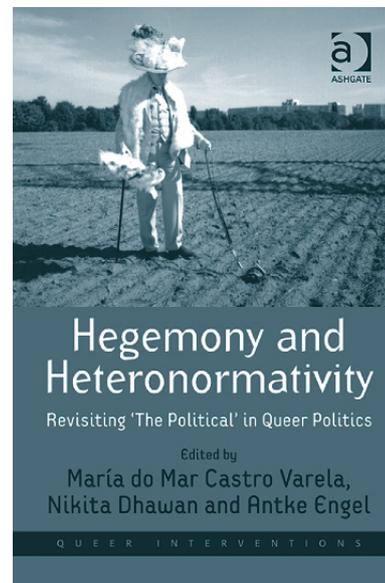
Fünf empirische Beiträge stellen sich im Anschluss der Herausforderung, intersektionale Theorie mit Leben zu füllen. Die Arbeiten lassen sich in der (historischen) Biografieforschung und in der Migrationsforschung verorten und stellen sich sowohl Methodenfragen, als auch Fragen zu Subjektkonstruktionen, sowie Machtkonstellationen. Die thematische Breite reicht vom Streik tschechischer Textilarbeiterinnen in Wien im Jahr 1893 (Koller), über Arbeiten zu marginalisierten Jugendlichen in einer Berliner Hauptschule (Wellgraf) sowie zu türkisch-muslimischer Männlichkeit (Scheibelhofer), bis zu einem Schwerpunkt Lateinamerika, mit Artikeln zu Muxés als Angehörigen des dritten Geschlechts in Südamerika (Tuider), sowie aus Mexiko rückkehrenden guatemaltekischen Kriegsflüchtlingen (Kron).

Diese Beiträge zeigen das Po-

tential des Konzepts auf, wenn es mehr als bloß ein symbolischer Akt der Positionierung sein will, und verdeutlichen, welcher Mehrwert durch einen intersektionalen Blickwinkel in transmigrantischen Räumen auf das Durchkreuzen von Grenzen in mehrfacher Hinsicht gewonnen werden kann.

Es wurden grundsätzliche Reflexionen, Kritik und Entwürfe wie historische Einbettungen – und darin offene Fragen – in Theorie wie Praxis zur Disposition gestellt. Wenn wir mit Gutiérrez Rodríguez „Theorie als Produkt gesellschaftlicher Auseinandersetzung“ [S. 86] erkennen, zeigt dieses Buch, wie konstruktiv um Mehrstimmigkeiten und Einbettungen in interdisziplinäre Diskurse gerungen und sich damit entschieden gegen eine Kanonisierung im Sinne „wahrer“ bzw. authentischer Intersektionalitätstheorien oder –methoden aufgelehnt werden kann.

Irene Messinger



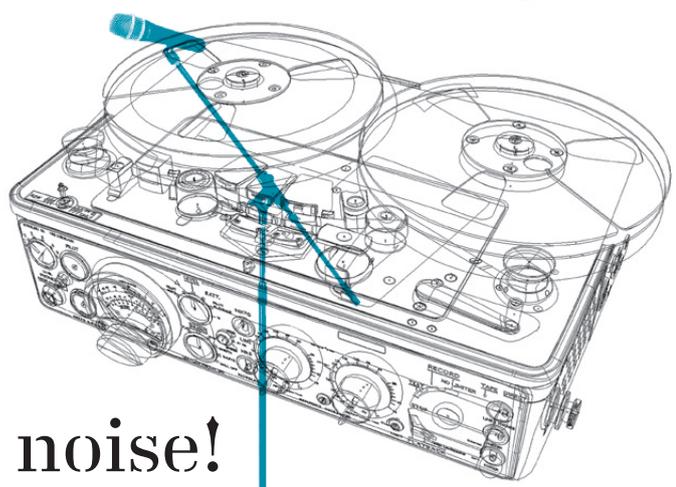
Hegemony and Heteronormativity.
Revisiting ‚The Political‘ in Queer Politics.
Edited by María do Mar Castro Varela, Nikitia Dhawan and Antke Engel. Aldershot: Ashgate 2011. 195 Seiten, EUR 70,99 ISBN 978-1-4094-0320-3



Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Hrsg. von Sabine Hess, Nikola Langreiter, Elisabeth Timm. Bielefeld: [transcript] Verlag 2011. 280 Seiten, EUR 29,80 ISBN 978-3-8376-1437-4

stimme 83

Zeitschrift der Initiative Minderheiten



Austria, give me some noise!

Musik als Strategie zur Selbstartikulation und Selbstermächtigung

Wien die „Stadt der Musik“, wird zunehmend auch Stadt der musikalischen Zuwanderung. Laut Studien des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie gibt es wohl kaum eine Kultur der Welt, deren musikalische Ausdrucksform in Wien nicht zu finden wäre. Während ein Teil dieses großen musikalischen Potentials ein Dasein im Verborgenen führt, hat sich etwa der so genannte Balkan-Sound seit geraumer Zeit im Mainstream-Musikgeschehen etabliert, auch orientalische Rhythmen sind nicht mehr von der Club-Szene wegzudenken. Musik als identitätstiftendes Medium hat aber neben MigrantInnencommunitys auch für andere minorisierte Gruppen Relevanz. In der nächsten Stimme-Ausgabe nehmen wir uns unter anderem vor, der Bedeutung und Funktion von Musik für Minderheiten nachzugehen, von musikalischen Akkulturationsprozessen und kreativem Austausch zu berichten sowie den Live-Musik-Sektor am Beispiel Balkan- und türkische Popmusik darzustellen.



stimme

Abonnieren!

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit über 20 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:

Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-

Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-

Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-

Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Nachname(n):

Adresse:

Aboverwaltung: Kai Kovrigar

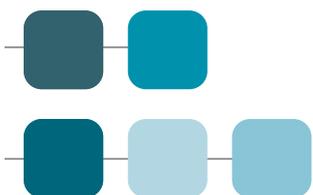
Tel. & Fax: (+43 1) 9669001

abo@initiative.minderheiten.at

www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at

E-Mail:



WIENER WIRTSCHAFT LEBT VIELFALT

Wer heute alle Menschen wertschätzt, wird morgen mit den motiviertesten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie den treuesten Kundinnen und Kunden belohnt.

Mit der Plattform ‚Charta der Vielfalt‘ unterstützt die Wirtschaftskammer Wien Unternehmen und Organisationen, die heute schon an morgen denken.

- Präsentieren Sie Ihre Initiativen im Rahmen der Charta-Plattform!
- Profitieren Sie von einem exklusiven Diversity-Netzwerk!
- Nutzen Sie Preisvorteile für Veranstaltungen und Bildungsangebote!
- Lesen Sie die aktuellsten Studien und Publikationen!
- Unterzeichnen Sie noch heute die



www.charta-der-vielfalt.at

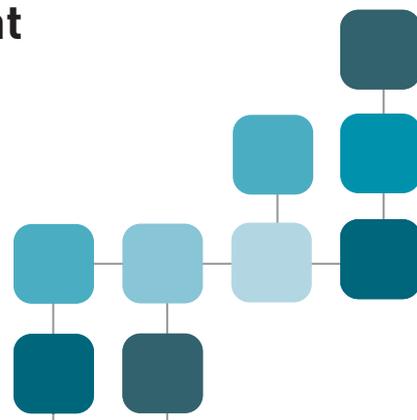
Für Informationen zur Charta der Vielfalt in Österreich wenden Sie sich bitte an das Diversity-Referat der Wirtschaftskammer Wien:

Abteilung Wirtschaftspolitik | Diversity-Referat

Stubenring 8-10 | A-1010 Wien

T +43 1 514 50-1244 | F +43 1 514 50-1307

E diversity@wkw.at | W www.wko.at/wien/wipol



» nächste **stimme** erscheint im Juni 2012

... ich
muss ...

... schön
sprechen!

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.82 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ 02Z031717 S |
Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien |